

#### **IMPRESSUM**

Deutsche Wildtier Stiftung  
Christoph-Probst-Weg 4  
20251 Hamburg  
Telefon: 040 970 78 69-0  
Fax: 040 970 78 69-99  
Info@DeutscheWildtierStiftung.de  
www.DeutscheWildtierStiftung.de

Vorstand: Prof. Dr. Klaus Hackländer  
Vorsitzende des Präsidiums:  
Alice Rethwisch

#### **UNSER SPENDENKONTO:**

Bank für Sozialwirtschaft  
IBAN DE46 3702 0500 0008 4643 00  
BIC BFSWDE33XXX

Redaktion: Ivo Bozic  
Gestaltung: Theresa Schwietzer  
Illustrationen: Claudia Bernhardt

1. Auflage 2023

Wir danken M.M.Warburg & CO für die  
freundliche Unterstützung.

# **Ich mag Tiere – aber nicht hier!**

WILDTIER FORUM BERLIN 2021



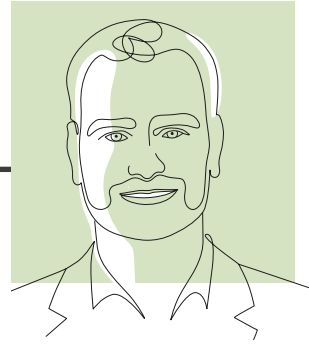
DEUTSCHE  
WILDTIER  
STIFTUNG

6

IVO BOZIC

In seiner Einführung fragt Ivo Bozic, Leiter Naturbildung bei der Deutschen Wildtier Stiftung, warum die Tierliebe der Menschen so unterschiedlich verteilt ist, und legt dar, weshalb es unumgänglich ist, das Zusammenleben mit Mücke wie Wolf zu organisieren.

## Ich mag Tiere – aber nicht hier!



## Zwiespältige Haltung zur Rückkehr von Wildtieren

DR. THOMAS PETERSEN

Thomas Petersen vom Institut für Demoskopie Allensbach stellt eine von der Deutschen Wildtier Stiftung in Auftrag gegebene Umfrage vor, die zeigt, was die Bevölkerung in Deutschland über die Ausbreitung bisher seltener Tierarten denkt.

10

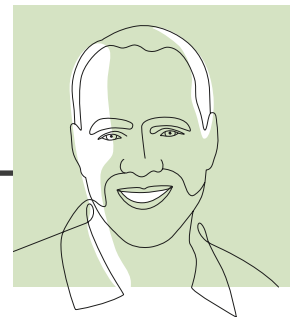


DERK EHLERT

Der Wildtierreferent der Berliner Hauptverwaltung, Derk Ehlert, berichtet über das Zusammenleben von Mensch und Tier in der Großstadt und zeigt, welche Bedeutung der Vermittlungsarbeit dabei zukommt.

18

## Wildtiere im Stadtgebiet am Beispiel Berlins



## Der Lebensraum von Wildtieren und die Straße

DR.-ING. ADÉL GYIMÓTHY

Adél Gyimóthy vom Landesbetrieb Straßenwesen Brandenburg thematisiert die Rolle von Straßen im Leben unserer Wildtiere. Es geht nicht nur um Wildunfälle, die Mensch und Tier gefährden, sondern auch um Straßen, die Wildtierlebensräume zerschneiden.

26



GERHARD SCHWAB

Der südbayerische Bibermanager Gerhard Schwab berichtet über die Schwierigkeit, der Bevölkerung Wissen über den Biber und seinen Nutzen für die Artenvielfalt zu vermitteln. Biber werden oft vor allem als Schädlinge angesehen.

36

## Biberschäden – Biberschutz

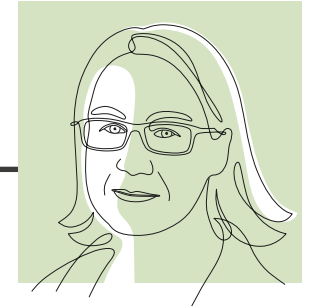


46

PROF. DR. ILSE STORCH

Die Biologin Ilse Storch zeigt in ihrem Beitrag, dass es nicht nur am fehlenden Lebensraum liegt, wenn sich wilde Großtiere in dicht besiedelten Gegenden nicht ausbreiten können, sondern vor allem an der Einstellung der Menschen zu diesen Tieren.

## Können wilde Großtiere in Industrieländern überleben?

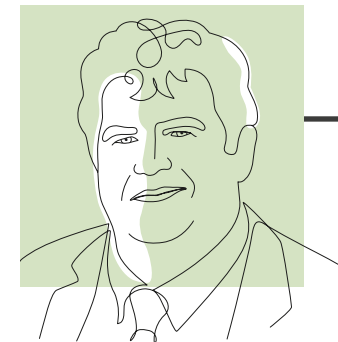


## Brauchen wir mehr Wildtiermanagement?

PROF. DR. DR. SVEN HERZOG

Wildtiermanagement ist so alt wie die Menschheitsgeschichte. Vor welchen Herausforderungen ein modernes Wildtiermanagement heute steht, beleuchtet der Wildökologe Sven Herzog in seinem Beitrag.

54

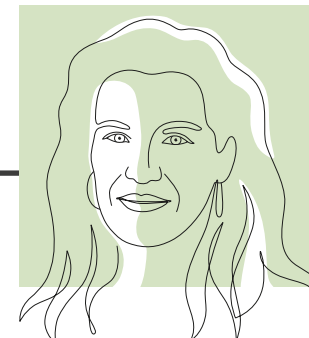


PROF. DR. NURIA SELVA

Nuria Selva von der Polnischen Akademie der Wissenschaften zeigt, wie sich die Einstellungen der Menschen zu wilden Tieren von Land zu Land unterscheiden. Sie fordert: Die menschlichen Beziehungen zu Wildtieren und Natur müssen verstanden werden.

64

## Akzeptanz von Wildtieren in verschiedenen Ländern

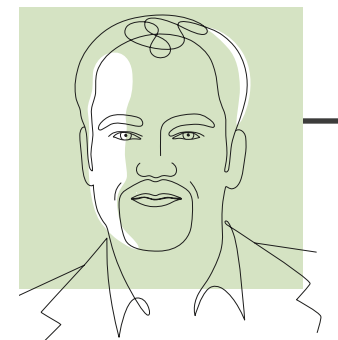


## Großtiere als Schöpfer von Artenvielfalt

JAN HAFT

Der Biologe und Tier- und Naturfilmer Jan Haft wirbt in seinem Beitrag dafür, Großtieren als Landschaftsgestaltern mehr Raum zu geben. Dabei kommt seiner Ansicht nach nicht nur Wildtieren eine große Bedeutung zu.

74

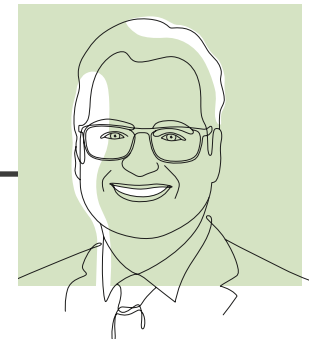


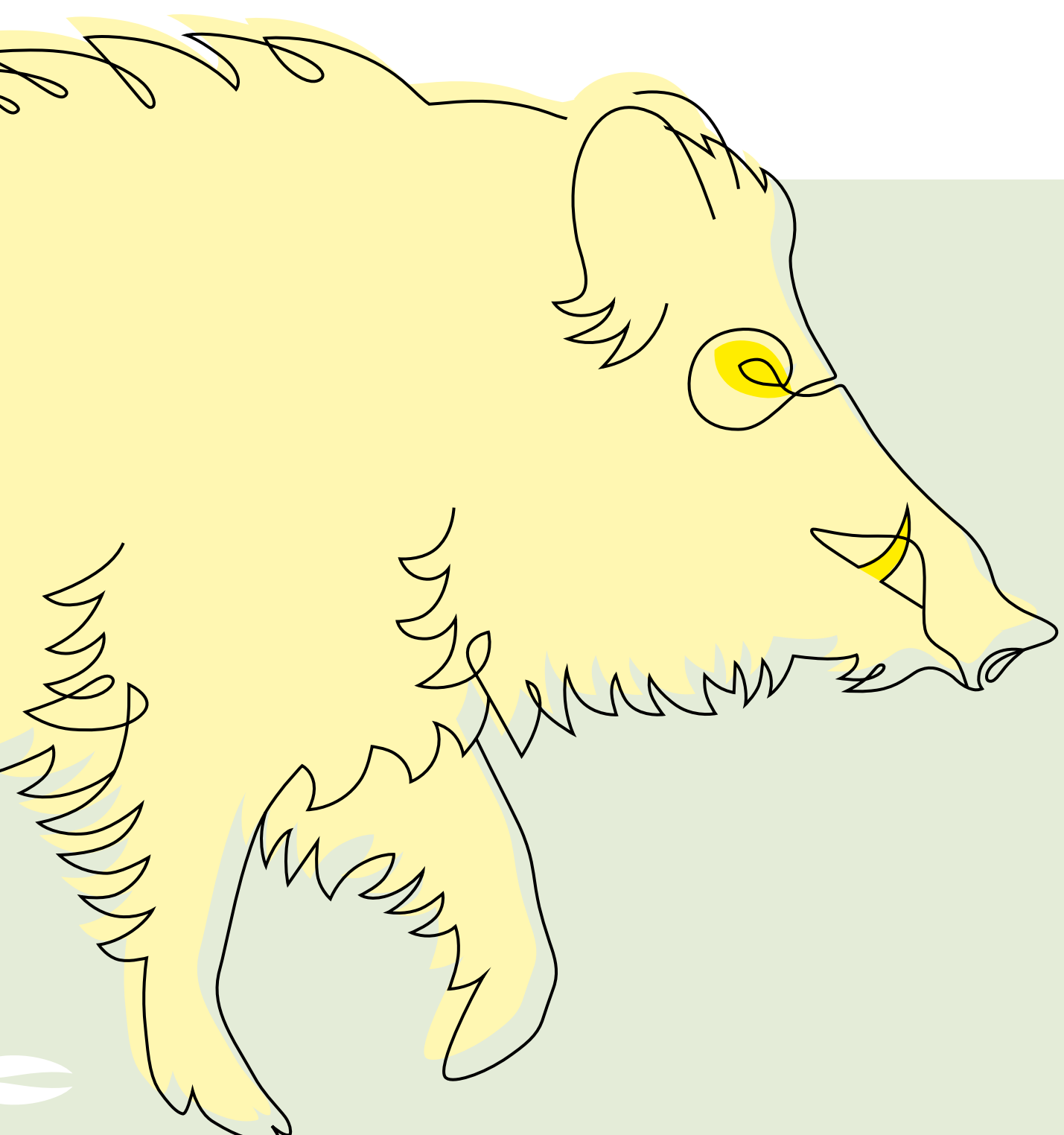
PROF. DR. KLAUS HACKLÄNDER

In seinem Schlusswort warnt der Wildtierbiologe Klaus Hackländer, Vorstand der Deutschen Wildtier Stiftung, vor populistischen Vereinfachungen komplexer ökologischer Themen und betont die Rolle der Lebensräume für das Management der Wildtiere.

86

## Schlusswort





Dr. Jörg Soehring

# Grußwort

5

Es war uns allen in der Deutschen Wildtier Stiftung eine große Freude, dass unser Wildtier Forum Berlin in diesem Jahr stattfinden konnte. Das war aufgrund der weltweiten Covid-19-Pandemie nicht selbstverständlich, zumal wir die Veranstaltung im letzten Jahr wegen der Pandemie hatten absagen müssen. Umso mehr hat es uns gefreut, und wir sind sehr dankbar, dass alle Referentinnen und Referenten, die für 2020 zugesagt hatten, ein Jahr später mit dabei waren. Wir konnten das Zeitfenster zwischen den Lockdowns nutzen und unsere Tagung wie gewohnt in Präsenz im Allianz Forum am Pariser Platz in Berlin stattfinden lassen.

Unserem Stifter Haymo G. Rethwisch war es sehr wichtig, dass Natur- und Artenschutz als gesellschaftliche Aufgaben verstanden und daher auch mit anderen gesellschaftlichen Bereichen zusammen gedacht werden: Soziologie, Ökonomie, Philosophie, technologische Fragen, auch die Theologen und Juristen wollte er einbezogen wissen. Er wünschte sich, wie er es in seiner letzten großen, programmatischen Rede im Oktober 2013 anlässlich seines 75. Geburtstags und wenige Monate vor seinem Tod formulierte, „ein ideologiefreies Forum für freies und interdisziplinäres Denken“. Die Deutsche Wildtier Stiftung versucht, diesem Gedanken mit dem Wildtier Forum Berlin gerecht zu werden.

Bisher kannten Sie diese Veranstaltungsreihe unter dem Namen „Expertenforum“. Der neue Name soll deutlicher machen, wer der Ausrichter ist und um welche Themen es hier geht. Das ändert aber nichts daran, dass hier auch weiterhin Expertinnen und Experten verschiedenster Fachbereiche zu Wort kommen. Ebenfalls nicht neu, aber umso mehr dankend zu erwähnen, ist die wiederum großzügige Förderung dieses Forums durch die Warburg Bank.

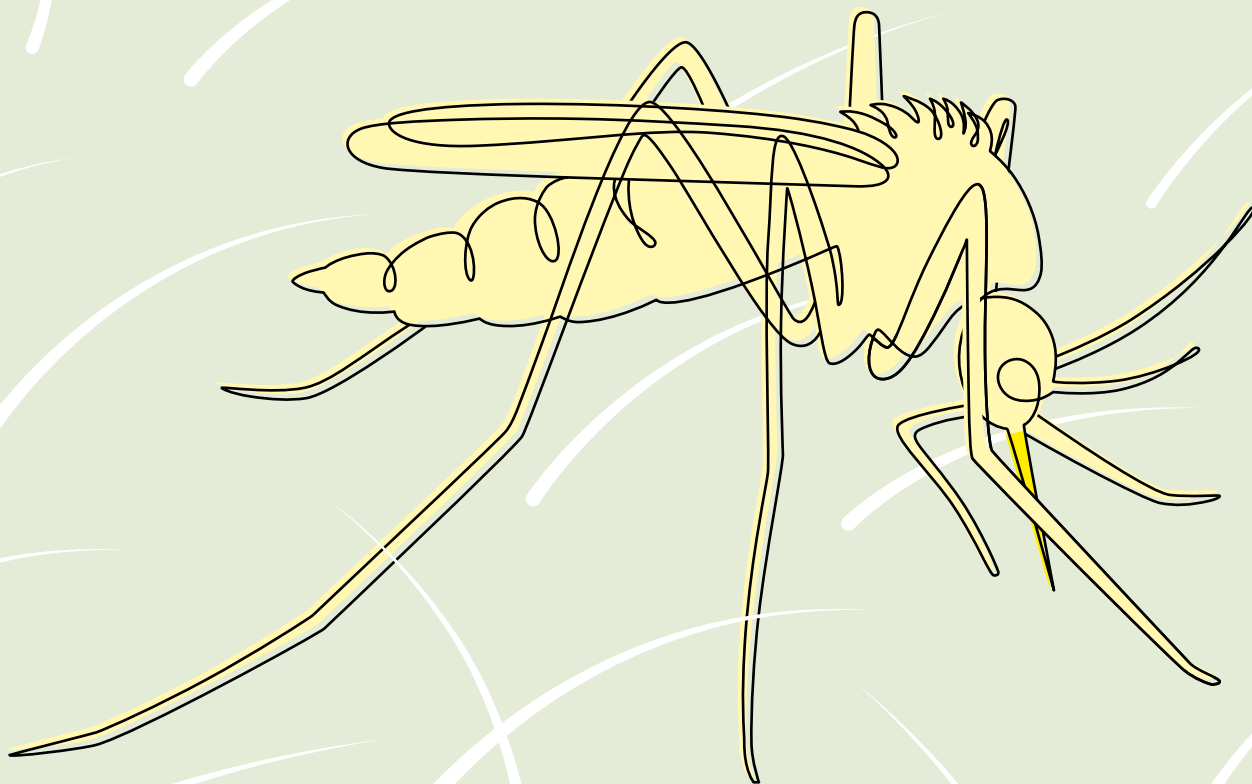
Wie willkommen sind Wildtiere in Deutschland? Dies war die Ausgangsfrage für unsere Tagung. Überall dort, wo Menschen und Wildtiere zusammenkommen, stellt sich die Frage, wer Vorrang haben soll und wie im Konfliktfall eine gute Lösung für alle gefunden werden kann. Unser Wildtier Forum Berlin hat nicht nur vielfältige Antworten auf diese Frage erbracht, wie Sie diesem Tagungsband entnehmen können, sondern hat vor allem auch aufgezeigt, wie viele verschiedene Aspekte auf dem Weg zu nachhaltigen Lösungen beachtet werden müssen und weshalb Naturschutz nur interdisziplinär verstanden wirklich sinnvoll ist.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine informative und anregende Lektüre.

Ihr Dr. Jörg Soehring  
Mitglied des Präsidiums und ehemaliger Vorstand der Deutschen Wildtier Stiftung

# Ich mag Tiere – aber nicht hier!

Mücken und Wölfe haben eine ganze Menge Gemeinsamkeiten. Sie sind nicht bei jedem beliebt, und der Mensch hat verschiedene Strategien, mit ihnen umzugehen. Die braucht er auch.



Über 80 Prozent der deutschen Bevölkerung behaupten von sich, Tierfreundinnen und Tierfreunde zu sein. Doch wenn uns Wildtiere zu nahe kommen, ist es schnell vorbei mit der Sympathie. Wird ein lang ersehntes Bauvorhaben durch eine Fledermauskolonie verhindert, hört das Wohlwollen auf. In der Forstwirtschaft sind Rothirsche und Rehe so unbeliebt wie Rotmilane und Schwarzstörche in der Windkraftbranche. Die Rückkehr einiger einst ausgerotteter Arten wie Biber und Wolf hat zu heftigen Debatten in Deutschland geführt. Wieso sind die Sympathien für die verschiedenen Tierarten so unterschiedlich verteilt, welche Konflikte stehen dahinter, und wie können wir diese lösen? Zur Einführung möchte ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen.

„Wir bauen der Wildbiene ein Hotel, aber die Mücke auf dem Arm klatschen wir weg.“

Voriges Wochenende habe ich das Vogelhäuschen aus dem Keller geholt und mir fiel auf, dass ich noch Vogelfutter brauchte. Darum ging ich zum Baumarkt. Dort gibt es eine große Abteilung für Tierbedarf. Nicht nur Heimtierbedarf, wie Katzenfutter, Kanincheneinstreu und Hundespielzeug, sondern auch ein sehr langes Regal mit Artikeln für Wildtiere: Vogelfutter, Futterhäuschen, Vogeltränken, Nistkästen, Insektenhotels, Igelhäuser, Fledermauskästen und so weiter und so fort, ein ganzes langes Regal. Ich ging dieses Regal mit Produkten für Wildtiere ab und dachte so bei mir: Wow, das ist schon toll, dass sich die Menschen so

sehr für Wildtiere interessieren, ihnen helfen wollen und auch bereit sind, Geld dafür auszugeben. Und dann drehte ich mich um und staunte nicht schlecht: Auf der gegenüberliegenden Seite gab es ein exakt genauso langes Regal mit Produkten gegen Wildtiere: „Stechmückenstopp“, „Wespen Turbo Spray“, „Maulwurf raus!“, „Raupenfrei“, Kirschmadenfallen, Fliegenfänger, Mausefallen, Schneckenfallen, Ameisengifte, Wühlmausgitter, Wühlmausvertreiber, Rattengift, Kaninchenstopp, Silberfischchenfalle, Kakerlakengiftköder, „Multi-Käfer-Fallen“, Taubenabwehr, elektrische Insektenvernichter, „Ultraschall-Tiervertreiber“, Reiherschreck mit Wasserstrahl, „Marder- & Waschbär-Schreck“, Mottenpapier, Fliegenklatsche und so weiter.

Zwei Regale, einander genau gegenüberliegend, eines für, eines gegen Wildtiere. Das zeigt sehr deutlich: Menschen lieben Wildtiere – aber nur bestimmte und nicht überall. Wenn wir ehrlich sind, geht es uns allen genauso. Wir bauen der Wildbiene ein Hotel, aber die Mücke auf dem Arm klatschen wir weg. Nicht nur das: Am Oberrhein zum Beispiel geht die „Kommunale Aktionsgemeinschaft zur Bekämpfung der Schnakenplage“ systematisch, sogar unter Einsatz von Hubschraubern, gegen Stechmücken vor. Obwohl wir alle wissen, dass Mücken eine wichtige Nahrung für andere Tiere wie Spinnen, Fische, Amphibien, Fledermäuse und Vögel sind, löst dies interessanterweise nicht den geringsten Protest in der Bevölkerung aus. Mücken mag halt niemand. Und tatsächlich ist es ja auch so: Viele Landstriche dieser Welt wurden überhaupt erst für den Menschen bewohnbar, weil man den Kampf gegen die Mücken gewann. Und noch heute sterben auf der Welt jedes Jahr mehr als 700 000 Menschen durch Mückenstiche, weil die Insekten tödliche Krankheiten übertragen.



Der Grund für die ungleich verteilte Tierliebe ist also nicht nur, dass Menschen einige Tiere einfach sympathischer finden als andere, sondern dass das Vorkommen von Mücken, Schnecken, Ratten, Wühlmäusen, Motten und Mardern tatsächlich zu Konflikten führt. Das erkennen sogar jene an, die fordern, allen Tieren Grundrechte zuzugestehen. Oder kümmert sich irgendwer um die Rechte der Stechmücken? Sammelt irgendeine Rettungsstation vertriebene Wühlmäuse ein, um sie großzuziehen? Igel: ja, Eichhörnchen: ja – Wühlmäuse: nein. Oder können Sie sich einen Gnadenhof für kranke Kartoffelkäfer vorstellen?

„Am Ende liegt es immer an uns Menschen, ob wir einen Weg finden, mit diesen Tieren zusammenzuleben.“

Doch warum geht es hier jetzt um Mücken und Mäuse? Sollten nicht Wölfe, Bären und Elche das Thema sein? Nun, im Prinzip verhält es sich bei diesen nicht anders: Auch bei den größeren Tieren sind die Sympathien ungleich verteilt. Die Aufregung war groß, als die Deutsche Wildtier Stiftung 2020 den Fischotter zum Tier des Jahres ernannte. Teichwirte beschwerten sich, denn für sie ist der Fischotter vor allem ein Fischdieb. Auch im Jahr zuvor war unser Tier des Jahres durchaus umstritten: der Maulwurf. Den finden zwar viele niedlich, und das ist er unbestreitbar auch. Aber die meisten, die ihm einmal persönlich begegnet sind, hatten eine Schaufel in der Hand, um ihn totzuschlagen.

Biber, Uhu, Seeadler, Wildkatze, Fischotter, Wolf, Luchs und Braunbär waren bei uns selten oder sogar

ausgerottet – und kommen jetzt zurück. Die Deutsche Wildtier Stiftung hat eine Umfrage in Auftrag gegeben, wie es um die Willkommenskultur der Deutschen gegenüber diesen und anderen Wildtieren bestellt ist. Und es hat sich gezeigt, dass sich eine große Mehrheit über die Rückkehr einst ausgerotteter Tierarten freut. Das gilt sogar für potenziell gefährliche Arten wie Wolf oder Braunbär.

Ob im Garten oder in der Forstwirtschaft, ob bei Bauvorhaben oder auf dem Acker: Oft sind Tiere nicht erwünscht. Und manchmal gewinnen sie doch. Oder fast. Beinahe zumindest hätte der berühmt gewordene Juchtenkäfer das Bahnhofsprojekt Stuttgart 21 verhindert. Meistens setzen sich am Ende aber doch die Interessen der Menschen durch. Es ist aber nicht nur der Mensch, der sich mit seinen Straßen und Gebäuden ausbreitet. Füchse, Biber, Wölfe – sie rücken dem Menschen immer näher. Bei mir vor der Wohnungstür, mitten in Berlin an der Spree, fallen Biber seit ein paar Jahren am Ufer Baum um Baum. Man kann ihnen tatsächlich dabei zuschauen. Selbst am Brandenburger Tor begegnet man regelmäßig Füchsen.

Berlin ist ein gutes Beispiel dafür, dass Wildtiere und Menschen auf engem Raum zusammenleben können. Ein Gedankenexperiment: Nehmen wir an, Sie bekämen ein riesiges Stück Land geschenkt und hätten vor, es so zu gestalten, dass sich dort möglichst viele Tierarten ansiedeln. Sie wollen also einen Hotspot der Biodiversität schaffen. Was würden Sie tun? Natur Natur sein lassen, Wildnis schaffen, alle menschlichen Störeinflüsse beseitigen? Oder eine Großstadt wie Berlin bauen? Die Beantwortung dieser Frage ist gar nicht so leicht, wenn Sie bedenken, dass in Berlin 20 000 bis 30 000 Tier- und Pflanzenarten leben, im Nationalpark Bayerischer Wald dagegen nicht mal 14 000. Deutschland besteht jedoch nicht hauptsächlich aus Groß-



IVO BOZIC  
Deutsche Wildtier Stiftung

Ivo Bozic leitet das Hauptstadtbüro und den Bereich Naturbildung der Deutschen Wildtier Stiftung. Die Abteilung ist aus dem vom Stifter Haymo G. Rethwisch gegründeten Forum Bildung Natur hervorgegangen.

städten und Waldwildnisgebieten. Die Hälfte des gesamten Landes sind Agrarflächen, dazu kommen noch mal 30 Prozent Forst. Es ist daher von elementarer Bedeutung, was gerade dort geschieht. Und die dortigen Konflikte sind aus Sicht des Natur- und Artenschutzes daher auch viel entscheidender als die Frage, ob der Berliner Biber vor meiner Tür die schöne Weide fällt – obwohl ich das zugegebenermaßen sehr traurig fände.

Eines gilt für Mücke wie Biber, für Wühlmaus wie Wolf: Am Ende liegt es immer an uns Menschen, ob wir einen Weg finden, mit diesen Tieren zusammenzuleben. Und wir müssen das tun, denn die einzige Alternative dazu wäre, sie vollständig auszurotten. Dies ist zum Glück heutzutage kaum noch ein akzeptiertes Mittel. Wobei das mit Glück wenig zu tun hat. Vor allem ist dieser Sinneswandel der Menschen ein Verdienst des Naturschutzes. Zu diesem gehört nämlich immer schon, Menschen zu überzeugen, sie mitzunehmen, Lösungen für das Zusammenleben mit wilden Tieren zu finden – von der Mücke bis zum Wolf.

# Zwiespältige Haltung zur Rückkehr von Wildtieren

Die Bevölkerung in Deutschland steht der Ausbreitung bisher seltener Tierarten grundsätzlich positiv gegenüber. Das ändert sich allerdings, wenn diese in Konflikt mit den Interessen des Menschen geraten. Eine Umfrage im Auftrag der Deutschen Wildtier Stiftung hat große Unterschiede im Stimmungsbild vor allem zwischen älteren und jüngeren Befragten ergeben.

Die Einstellung der Bevölkerung zum Natur- und Umweltschutz ist gleichermaßen von emotionaler Nähe und räumlicher Distanz geprägt. Einerseits zeigt sich bei den Bevölkerungsumfragen des Instituts für Demoskopie Allensbach immer wieder, dass der Umweltschutz zu den Politikbereichen gehört, denen die Bürger hohe Priorität einräumen. Auch wenn man nach konkreten politischen Zielen fragt, werden Punkte wie „Die Erdatmosphäre schützen“, „Den Wald schützen“ oder auch „Die Artenvielfalt der heimischen Natur erhalten“ von klaren Mehrheiten der Bevölkerung unterstützt. Wenn es um das Einkaufsverhalten geht, kann man regelrecht von einem „grünen Zeitgeist“ sprechen. Bei einer Frage, mit der ermittelt wurde, was als „in“ und was als „out“ gilt, sagten im Jahr 2016 92 Prozent, Bioprodukte seien „in“, gesunde Ernährung und vegetarisches Essen wurden von 88 beziehungsweise 84 Prozent als „in“ bezeichnet, Umweltschutz von 84 Prozent. Fragt man die Bevölkerung nach ihren Forderungen an die Landwirtschaft, stehen an erster und zweiter Stelle die Wünsche nach mehr artgerechter Tierhaltung und nach mehr Nachhaltigkeit in der Produktion. Auch das Wissen um die Natur hat, anders als oft angenommen wird, soweit sich dies in den Trendfragen der Umfrageforschung spiegelt, nicht abgenommen, sondern ist in den vergangenen Jahrzehnten alles in allem gleich geblieben.

## NATUR AUS DER FERNE

Doch gleichzeitig ist das Bild, das die meisten Menschen von der Natur haben, nur wenig von eigenen Erfahrungen geprägt. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts leben in Deutschland mittlerweile 80 Prozent der Bevölkerung in dicht besiedelten, städtisch geprägten Regionen, und die jüngeren Befragten berichten deutlich seltener als ältere, dass sie oft in der Natur unterwegs seien. Viele interessieren sich

für die Natur, haben auch eine ausgeprägte Meinung zu Fragen des Naturschutzes, doch diese speist sich oft mehr aus weltanschaulichen Grundüberzeugungen als aus eigenem Naturerleben. Das überwiegend auf theoretische Überlegungen gegründete Fernbild der Natur unterscheidet sich aber zumindest graduell von dem auf eigene Erfahrungen gegründeten Nahbild.

Dies wird auch an den Ergebnissen einer Umfrage zum Schutz von Wildtieren erkennbar, die das Institut für Demoskopie Allensbach im Herbst 2020 im Auftrag der Deutschen Wildtier Stiftung durchführte. Der Hauptfokus dieser Umfrage lag auf der Frage, inwieweit die Bevölkerung die Rückkehr von Arten akzeptiert, die in Deutschland zwischenzeitlich ausgestorben oder zumindest sehr selten geworden waren. Dieses Thema beschäftigt die Öffentlichkeit seit einigen Jahren, wobei vor allem die wachsende Zahl von Wölfen immer wieder Anlass zu Auseinandersetzungen zwischen Naturschützern und den Haltern von Nutztieren bietet.

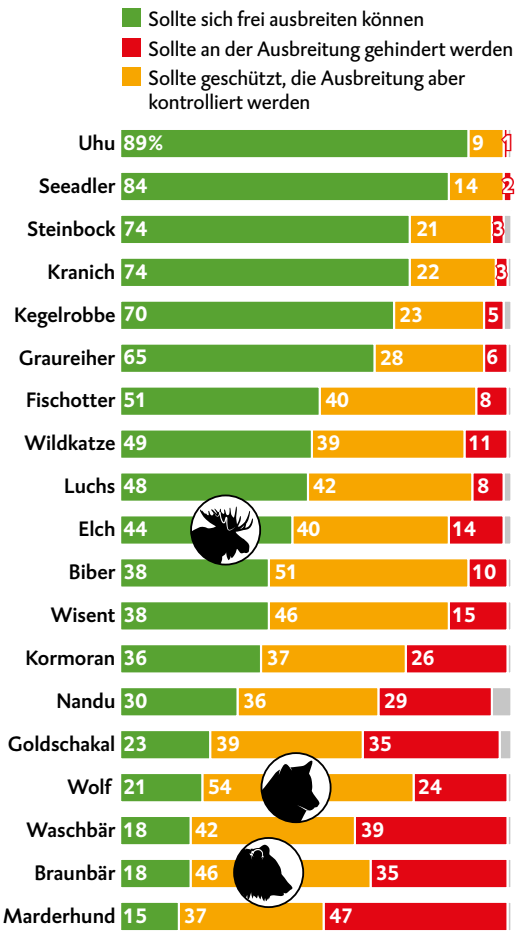
## AUSBREITUNG WIRD BEGRÜSST

Doch solche Konflikte zwischen Naturschutz und den Interessen der Landwirtschaft scheinen den meisten Bürgern fernzuliegen. Die große Mehrheit der Bevölkerung begrüßt die Rückkehr der Wildtiere und befürwortet ihren Schutz. Dies wird deutlich an den Antworten auf eine Frage, bei der die Interviewer insgesamt 19 Karten vorlegten, auf denen überwiegend seltene Tierarten aufgeschrieben waren. Die Befragten wurden gebeten, diese Karten zu sortieren, je nachdem, ob sie der Ansicht waren, dass die betreffende Tierart streng geschützt werden und sich in Deutschland frei entfalten können sollte, oder ob es für sie einen eingeschränkten Schutz geben sollte oder ob versucht werden sollte, die Ausbreitung der Art zu verhindern. Auf den Karten standen

sowohl einheimische Arten, die sich in Deutschland erneut ausbreiten, wie Biber oder Wolf, solche, die bisher nicht oder nur in sehr seltenen Einzelfällen in Deutschland vorkommen, deren Ausbreitung aber für die Zukunft denkbar ist, wie Elch oder Braunbär, und auch eingewanderte Arten, die einheimische verdrängen könnten, wie Nandu, Waschbär oder Marderhund. Die Liste umfasste sowohl Arten, die im Alltag von Menschen keine Bedrohung darstellen, wie Uhu oder Steinbock, als auch solche, die in der Landwirtschaft erhebliche Probleme bereiten können, neben dem Wolf vor allem den Kormoran. Bei allen 19 zur Wahl gestellten Tierarten sagten klare Mehrheiten, dass sie ihrer Ansicht nach streng geschützt werden oder allenfalls ihre Ausbreitung kontrolliert werden sollte. Am relativ größten waren die Anteile der Befragten, die sagten, eine Art sollte an der Ausbreitung gehindert werden, noch bei aus anderen Weltregionen zugewanderten Arten wie dem Marderhund und dem Waschbären. Auch der potenziell für Menschen gefährliche Braunbär stieß bei den Befragten noch auf vergleichsweise große Skepsis, aber auch bei ihm meinte nur etwas mehr als ein Drittel der Befragten, dass seine Ausbreitung verhindert werden sollte. Vom in der Öffentlichkeit so intensiv diskutierten Wolf sagte dies nur jeder Vierte (Grafik 1).

WELCHE ARTEN SOLLEN GESCHÜTZT WERDEN?

Frage: „Welche (Tierarten) sollten in Deutschland streng geschützt werden und sich frei ausbreiten können, für welche sollte es zwar einen eingeschränkten Schutz geben, aber die Ausbreitung sollte kontrolliert und gegebenenfalls eingegrenzt werden, und bei welchen sollte versucht werden, die Ausbreitung ganz zu verhindern?“ (Kartenspiel- und Bildblattvorlage)



An 100 fehlende Prozent: Keine Angabe  
Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage Nr. 12024

So lässt sich zunächst festhalten, dass die Rückkehr und Ausbreitung von Wildtieren allgemein ganz überwiegend auf die Zustimmung der Bevölkerung stoßen. Dabei unterscheiden sich die Antworten der Befragten, die in der Stadt leben, überraschend wenig, aber dennoch auf charakteristische Weise von denen der Landbewohner: Die Bewohner von Großstädten befürworten die Ausbreitung der Wildtiere durchgängig etwas mehr als die Befragten aus ländlichen Regionen. So sagten 60 Prozent der Landbewohner und 70 Prozent der Großstädter, ihrer Ansicht nach sollte der Graureiher unter strengen Schutz gestellt werden und sich frei ausbreiten können. Beim Biber betrug das Verhältnis 33 zu 46 Prozent, beim Braunbären 14 zu 21 Prozent. Über alle 19 abgefragten Tierarten hinweg sagten durchschnittlich 44 Prozent der Bewohner ländlicher Gebiete, sie sollten streng geschützt werden, Einwohner von Großstädten vertraten im Durchschnitt zu 49 Prozent diese Position. Der Unterschied ist gering, es herrscht auf dem Land in Bezug auf Wildtiere kein fundamental anderes Meinungsklima als in den Städten, doch es ist auch offensichtlich, dass zumindest tendenziell die Akzeptanz der Ausbreitung von bisher seltenen Arten dort am größten ist, wo die Menschen am wenigsten davon betroffen sind.

KONFLIKTFALL UMGEHUNGSSTRASSE

Die ausgeprägte Bereitschaft der Bürger, Wildtierarten zu schützen, relativiert sich allerdings deutlich, sobald ihnen ein Konflikt zwischen dem Naturschutz und den Interessen der Menschen beispielhaft vor Augen geführt wird. Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die Ergebnisse eines Feldexperiments, das in die Umfrage zur Akzeptanz von Wildtieren eingebaut war. Die Gesamtstichprobe von rund 1 000 Befragten wurde in vier gleich große, jeweils für die Gesamtbevölkerung repräsentative Teilstichproben untergliedert. Den Befragten der ersten Gruppe

wurde zunächst das folgende Szenario vorgestellt: „Stellen Sie sich vor, in einer Stadt soll eine Umgehungsstraße gebaut werden, um die Innenstadt von Verkehr und Lärm zu entlasten. Die geplante Umgehungsstraße würde allerdings durch ein Naturschutzgebiet führen, in dem seltene Feldhamster leben.“ Danach überreichten die Interviewer ein Bildblatt, auf dem zwei Personen im Schattenriss zu sehen waren. Beiden war, wie in einem Comic, eine Sprachblase zugeordnet. Die erste Figur sagte: „Es ist wichtig, dass die Menschen im Ort von Lärm und Verkehr entlastet werden. Natürlich ist es bedauerlich, wenn dafür die Tiere weichen müssen, aber in diesem Fall sollten die Interessen der Menschen Vorrang vor dem Naturschutz haben.“ Die Gegenposition dazu lautete: „Wenn durch den Bau der Umgehungsstraße die Tiere gefährdet werden, muss der Bau der Straße gestoppt werden. Der Schutz der seltenen Tiere sollte in diesem Fall Vorrang haben.“ Die Befragten wurden gebeten, anzugeben, welcher der beiden Positionen sie eher zustimmten.

In den anderen drei Teilgruppen wurden Fragen nach dem gleichen Muster vorgelegt, nur dass hier die gefährdete Tierart ausgetauscht wurde. In einer Gruppe war von einer seltenen Froschart die Rede, in einer weiteren von einer seltenen Vogelart und in der letzten von einer seltenen Insektenart.

Grafik 2 zeigt das Ergebnis des Experiments. Man erkennt, dass sich eine relative Mehrheit der Befragten in der vorgestellten Konfliktsituation für den Bau der Umgehungsstraße aussprach, wobei sich die Antworten der Befragten in den Teilgruppen bemerkenswert wenig voneinander unterschieden: Jeweils etwas weniger als die Hälfte der Befragten sagte, dass in dieser Situation die Interessen der Menschen Vorrang haben müssten, rund ein Drittel sprach sich für den Vorrang

des Naturschutzes aus, ganz gleich, ob es sich bei der als gefährdet beschriebenen Art um Feldhamster, Frösche oder Insekten handelte. Lediglich wenn es im Fragetext hieß, es sei eine seltene Vogelart gefährdet, lag der Anteil derjenigen, die sich für den Schutz der Tiere aussprachen, mit 41 Prozent deutlich höher. Doch auch hier überwog, wenn auch knapp, der Anteil derjenigen, die sagten, der Bau der Umgehungsstraße sei wichtiger als der Schutz der Tiere.

DIE UMGEHUNGSSTRASSE

Was hat Vorrang: Die Interessen der Menschen oder der Naturschutz? Auch bei dieser Frage zeigte sich das bereits beschriebene Muster, wonach die Neigung, Wildtiere zu schützen, dort besonders groß ist, wo die Tiere und damit auch die Konflikte zwischen den Interessen der Menschen und den Anforderungen des Naturschutzes fern sind: Während in ländlichen Gebieten 52 Prozent der Befragten sagten, dass der Bau der Umgehungsstraße Vorrang vor dem Schutz des Feldhamsters haben sollte, waren es in den Großstädten nur 39 Prozent. Es leuchtet ein, dass vielen Bewohnern kleinerer Ortschaften der Bau einer Umgehungsstraße dringlicher erscheint als Menschen in Städten, in denen es meistens keine so großen Defizite in der Straßeninfrastruktur gibt, dass die Erschließung einer komplett neuen Straßentrasse erforderlich erscheint.

NICHT GEFESTIGTES MEINUNGSBILD

Auch die Haltung zur Rückkehr von Wildtieren relativiert sich, wenn man den Befragten die Probleme vor Augen führt, die damit verbunden sein können. Eine Frage lautete: „Es kann ja ganz unterschiedlich sein, wie man dazu steht, dass sich Wölfe in Deutschland ausbreiten. Die einen freuen sich darüber, weil das ein gutes Zeichen für den Zustand der Natur ist. Die

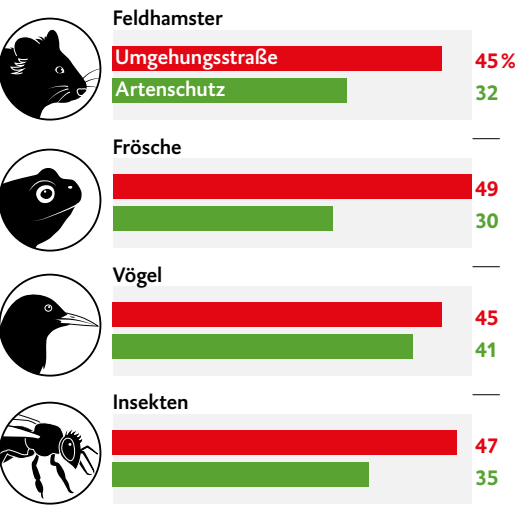
DIE UMGEHUNGSSTRASSE

Was hat Vorrang: Die Interessen der Menschen oder der Naturschutz?

Frage: „Stellen Sie sich vor, in einer Stadt soll eine Umgehungsstraße gebaut werden, um die Innenstadt von Verkehr und Lärm zu entlasten. Die geplante Umgehungsstraße würde allerdings durch ein Naturschutzgebiet führen, in dem...

- ...seltene Feldhamster leben
- ...eine seltene Froschart lebt
- ...eine seltene Vogelart lebt
- ...eine seltene Insektenart lebt.

Darüber unterhalten sich hier zwei. Welcher von beiden sagt eher das, was auch Sie denken?“ (Übergabe eines Dialogbildblatts)



Befragte: 261; An 100 fehlende Prozent: Keine Angabe  
Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage Nr. 12024

anderen beunruhigt das eher, weil Wölfe auch Schaden anrichten und gefährlich sein können. Wie sehen Sie das: Freuen Sie sich eher darüber, oder beunruhigt Sie das eher?“ Auf diese Weise auch an problematische Aspekte der Entwicklung erinnert, zeigten sich die Befragten gespalten. Eine knappe relative Mehrheit von 39 Prozent antwortete auf die Frage, dass sie sich über die Ausbreitung der Wölfe freue, kaum weniger, 34 Prozent, meinten dagegen, dass sie die Entwicklung eher beunruhige.

Es gibt vor allem bei der Frage nach den Wölfen einen regelrechten Bruch zwischen der jüngeren und der älteren Bevölkerungshälfte.“

Das bedeutet, dass ein nicht ganz unerheblicher Teil derjenigen Befragten, die sich bei der oben präsentierten Frage noch für den Schutz von Wölfen ausgesprochen hatten, nun zu Protokoll gaben, dass sie die Zunahme der Zahl der Wölfe besorge. Die beiden Antworten stehen nicht in einem direkten Gegensatz zueinander – man kann ja durchaus besorgt sein und dennoch zu dem Schluss kommen, dass der Wolf schützenswert ist. Dennoch bleibt Tatsache, dass zwei inhaltlich ähnliche, aber unterschiedlich formulierte Fragen zu deutlich unterschiedlichen Ergebnissen führten, bemerkenswert. In der Umfrageforschung ist ein solches Antwortmuster meistens ein Hinweis auf ein nicht gefestigtes Meinungsbild. Man muss an-

nehmen, dass sich die meisten Menschen bisher keine vertieften Gedanken um die konkreten Folgen der Ausbreitung von bisher seltenen Wildtieren gemacht haben. Dazu trägt sicherlich auch die erwähnte Tatsache bei, dass die meisten Menschen in Deutschland nur über sehr begrenzte eigene Erfahrungen mit dem Umgang mit Wildtieren verfügen.

Dass viele Menschen in Bezug auf die Rückkehr von Wildtieren eine eher unsichere Meinung haben, bedeutet jedoch nicht, dass diese Meinung gänzlich beliebig oder undifferenziert wäre. Während sich die Befragten, wie beschrieben, bei der Frage, ob die wachsende Zahl der Wölfe ein Grund zur Freude oder zur Sorge ist, gespalten zeigten, war ihr Urteil bei einer analog formulierten Frage über Wildschweine eindeutig. Dass deren Zahl sich vermehrt, bezeichneten nur 22 Prozent als Grund zur Freude. Eine klare relative Mehrheit von 54 Prozent meinte dagegen, dass sie die weitere Ausbreitung der Wildschweine beunruhige.

UNTERSCHIEDE ZWISCHEN ALT UND JUNG

Bei den Fragen, ob die Verbreitung von Wölfen beziehungsweise Wildschweinen zu begrüßen oder mit Sorge zu betrachten sei, zeigte sich erneut das bereits bekannte Muster, wonach die Ausbreitung der Wildtiere besonders in städtischen Regionen positiv bewertet wird. Es kommt jedoch noch eine weitere Dimension hinzu: Befragte unter 45 Jahren äußerten sich deutlich positiver über die Ausbreitung von Wölfen und Wildschweinen als ältere. Der Unterschied zwischen den Generationen ist dabei auffallend groß, und es gibt nicht, wie meistens bei Fragen, bei denen sich die Antworten zwischen den Altersgruppen unterscheiden, das charakteristische Antwortmuster, wonach eine bestimmte Meinung von Altersgruppe zu



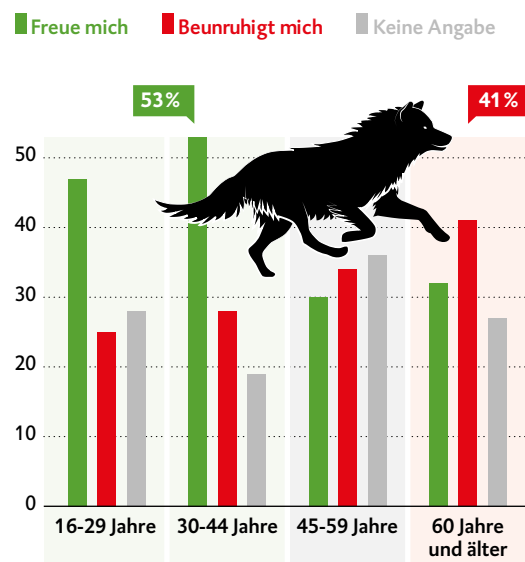
Altersgruppe jeweils etwas weiter ansteigt, sondern es gibt vor allem bei der Frage nach den Wölfen einen regelrechten Bruch zwischen der jüngeren und der älteren Bevölkerungshälfte. Während erstere mit klaren Mehrheiten sagten, dass sie sich über die Ausbreitung der Wölfe in Deutschland freuten, überwogen bei den Älteren die Sorgen (Grafik 3). Es liegt nahe, hier Unterschiede in der Sozialisation zu vermuten. Unter-45-Jährige sind in einem Land aufgewachsen, in dem die Wölfe ausgestorben waren, während die älteren vermutlich noch Familienerzählungen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit gehört haben, in denen Wölfe nicht als Zeichen einer intakten Natur wahrgenommen wurden, sondern als Bedrohung. Auch die früher möglicherweise noch stärker verbreiteten Märchen, in denen böse Wölfe eine Rolle spielen, mögen hier bis zu einem gewissen Grad unbewusst die Einstellung zu diesem Tier mitgeprägt haben.

#### FREUDE ÜBER WÖLFE – EINE FRAGE DER GENERATION

Frage: „Es kann ja ganz unterschiedlich sein, wie man dazu steht, dass sich Wölfe in Deutschland ausbreiten. Die einen freuen sich darüber, weil das ein gutes Zeichen für den Zustand der Natur ist. Die anderen beunruhigt das eher, weil Wölfe auch Schaden anrichten und gefährlich sein können. Wie sehen Sie das: Freuen Sie sich eher darüber, oder beunruhigt Sie das eher?“ Letztlich muss es Spekulation bleiben, warum sich in diesem Punkt die Generationen so stark unterscheiden. In jedem Fall aber fügt sich der Befund in eine Reihe anderer Umfrageergebnisse ein, die zeigen, dass sich der Blick der jungen Generation auf die Natur generell von der Perspektive Älterer unterscheidet. Dies zeigte sich beispielsweise 2016 bei einer Bevölkerungsumfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach im Auftrag der Deutschen Wildtier Stiftung zum Thema Naturbildung: Während sich die älteren

#### FREUDE ÜBER WÖLFE – EINE FRAGE DER GENERATION

Frage: „Es kann ja ganz unterschiedlich sein, wie man dazu steht, dass sich Wölfe in Deutschland ausbreiten. Die einen freuen sich darüber, weil das ein gutes Zeichen für den Zustand der Natur ist. Die anderen beunruhigt das eher, weil Wölfe auch Schaden anrichten und gefährlich sein können. Wie sehen Sie das: Freuen Sie sich eher darüber, oder beunruhigt Sie das eher?“



Befragte: 521; Quelle: Allensbacher Archiv  
IfD-Umfrage Nr. 12024



DR. THOMAS PETERSEN  
Institut für Demoskopie Allensbach

Der Kommunikationswissenschaftler und Meinungsforscher war in der Amtszeit 2009/2010 Präsident der internationalen Fachgesellschaft World Association for Public Opinion Research (WAPOR). Gemeinsam mit Elisabeth Noelle-Neumann ist er Autor des Buchs „Alle, nicht jeder“, eines Standardwerks für die akademische Lehre und die Praxis der Umfrageforschung.

Befragten stärker als die jüngeren für die heimische Natur und ihren Schutz interessierten, neigten die Jüngeren eher dazu, sich um den globalen Umwelt- und Klimaschutz zu kümmern. So interessierten sie sich stärker für den Schutz des tropischen Regenwalds als für den Schutz heimischer Wälder.

#### TREND ZUR NATURROMANTIK

Zusammengefasst lassen die Umfrageergebnisse erkennen, dass sich hinter der auf den ersten Blick so übereinstimmend überwiegend positiven Grundhaltung der Bevölkerung gegenüber der Natur und gegenüber Wildtieren letztlich zwei grundsätzlich unterschiedliche Sichtweisen verbergen: Da ist einmal die aus eigenem Naturerleben gespeiste Haltung. Sie ist eher bei der älteren Generation anzutreffen, oft von großer Liebe zur Natur geprägt, aber durchaus auch von einem gewissen Realismus und einem großen Respekt gegenüber den Gefahren, die von der Natur ausgehen können. Und zweitens gibt es eine überwiegend aus der Entfernung und damit zwangsläufig stärker auch von theoretischen weltanschaulichen Grundhaltungen gespeiste Perspektive. Sie kommt häufiger bei der städtischen Bevölkerung und bei der jungen Generation vor. Und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass in ihr eine gewisse Tendenz zur Romantisierung angelegt ist.





Derk Ehlert

# Wildtiere im Stadtgebiet am Beispiel Berlins



Berlin zeigt vorbildhaft, wie das Zusammenleben funktionieren kann, wenn viele Menschen und viele wilde Tiere aufeinander-treffen. Die Vermittlungsarbeit ist hier von größter Bedeutung.

19

Wildtiere in der Stadt ist ein Thema, das viele Menschen umtreibt. Ich fand es sehr interessant, im Beitrag von Herrn Dr. Petersen zu erfahren, wie die Menschen in Deutschland insgesamt so ticken. Ich möchte nun den Blick auf die am Stadtrand und die stadtzentral wohnenden Menschen lenken. Der Veranstaltungstitel ist auch für die Stadt Berlin absolut passend. „Wildtiere in der Stadt: Okay, aber nicht hier!“ Das denken tatsächlich viele Bürgerinnen und Bürger. Tierliebe hängt auch in der Stadt immer davon ab, ob man gerade betroffen ist oder nicht. Wildschweine findet man toll, solange sie nicht in den eigenen Vorgarten kommen. Die Menschen, die so einen Kontakt bisher nicht hatten, finden Wildschweine großartig. In dem Augenblick, wo sie mal durch den Garten gepflügt sind, sieht man das ganz anders. Ich möchte Ihnen hier also darstellen, wie Berlin, wie diese Stadt so tickt.

„Wildtiere ja, nur nicht hier“ – das ist es, was ich seit 20 Jahren sinngemäß immer wieder höre.“

Sie kennen sicherlich die „Big Five“ aus Afrika: Elefant, Nashorn, Büffel, Löwe und Leopard. Aber natürlich hat auch Berlin seine „Big Five“. Unsere „Big Five“, mit denen wir hier sehr viel zu tun haben, sind vor allem das Wildschwein, das Kaninchen, der Fuchs, der Steinmarder und zuletzt noch jene Tierart, die den Berlinern inzwischen am meisten Sorgen bereitet, wegen der wir die meisten Anrufe von Bürgern erhalten: der Waschbär.

Wie ist die Situation konkret in dieser großen Stadt? Es ist ja nicht erst seit gestern so, dass Tiere in die Stadt kommen. Ich konzentriere mich heute vor allem auf die größeren Wildtierarten. Die kleineren, die Ameisen oder Wildbienen, die sind spannend, aber die meisten Menschen interessieren sich eher weniger für diese. Lebhaft diskutiert wird vor allem über größere Wildtiere: über Wildschweine, Füchse, Marder, Biber und Kaninchen. Mit all diesen Tieren beschäftige ich mich in meiner Funktion als Wildtierreferent. Lassen Sie mich kurz erklären, was das für eine Tätigkeit ist, die ich da ausübe, weil dies nämlich bezeichnend ist. Ich bin als Wildtierreferent zwar angegliedert bei der Senatsverwaltung, aber nicht etwa in einer Fachabteilung, sondern in der Pressestelle. Und das sagt eigentlich schon alles aus über die Stadt und über die 3,6 Millionen Menschen in dieser Stadt. Ja, es ist fachlich wichtig, zu wissen, wo sich die Tiere aufhalten, dafür haben wir ein ganz großartiges Referat. Aber noch viel wichtiger ist es, die Menschen mitzunehmen, und zwar permanent. Es gibt nichts Schlimmeres, als die Menschen dieser Stadt zu übergehen. Sie wollen informiert werden, und ich leiste also vor allem Vermittlungsarbeit. Man muss schnell sein, und dazu ist es notwendig, dort zu arbeiten, wo die Anfragen eingehen. Das ist die Pressestelle. Journalisten helfen mir bei der Vermittlung. Es ist wichtig, den Menschen zu sagen, warum die Tiere hier sind und dass das ganz normal ist. Es ist wichtig, ihnen zu erklären, welche Gefahren bestehen und welche Gefahren auch nicht.

#### GEGEN PANIK HILFT AUFKLÄRUNG

Denn es gibt eine ganze Reihe von Ängsten bei den Menschen. Bürgerinnen und Bürger rufen an, weil sie gerade irgendetwas sehen, was ein Tier tut oder nicht tut, und nicht damit umzugehen wissen; und weil sie erklärt bekommen wollen, warum das denn eigentlich so ist. Man muss mit den Menschen sprechen und

auch Verständnis haben für die, die andere Auffassungen vertreten als man selbst. 3,6 Millionen Menschen, das bedeutet zuweilen 3,6 Millionen unterschiedliche Auffassungen. „Wildtiere ja, nur nicht hier“ – das ist es, was ich seit 20 Jahren sinngemäß immer wieder höre. Seit 20 Jahren mache ich diesen Job und seit 20 Jahren höre ich von den Menschen, dass sie plötzlich bestimmte Tiere in der Stadt sehen und damit nicht einverstanden sind. „Ich find diese Tiere ja toll, aber doch nicht hier. Bringen Sie die bitte weg, bringen Sie die doch in den Wald, wo sie hingehören.“

Wie emsig und permanent in Berlin über Wildtiere diskutiert wird, kann man auch anhand der Medienberichterstattung sehen, und zwar schon immer. Hier ein paar typische Zeitungsschlagzeilen und -themen: „Wildschweine im Wohnzimmer“. „Wildschweinjagd am Alex“. Ein Spielplatz, der wegen eines Fuchses gesperrt werden musste. Wildschweine, die in der Stadt an der Bushaltestelle standen. Der Professor, der von einem Schwein zu Fall gebracht wurde. Das Freibad, das wegen einer Fuchsfamilie geschlossen werden musste. Die Jäger, die nicht in der Lage waren, die Schweine zu töten. Der Mops, der vom Wildschwein gefressen wurde. „Was mache ich, wenn die Sau dreimal grunzt?“ Jeden Tag erscheint irgendetwas zu Wildtieren in der Zeitung. Und wenn die Tiere zu viele werden, werde ich angerufen und man sagt mir: „Herr Ehlert, bringen Sie bitte Ihre Tiere wieder raus.“

Und wenn der Fußballverein Hertha BSC wieder einmal ein Spiel verliert, dann sind nicht die Sportler schuld, sondern es sind natürlich die Wildschweine, die den Platz umgegraben haben. Das ist mein täglich Brot, mit dem ich umgehen muss. Das klingt nun vielleicht etwas negativ, aber im Grunde ist diese Sensibilisierung für das Thema Wildtiere nicht nur schlecht. Denn dadurch ist es möglich, mit den Menschen

dieser Stadt ins Gespräch zu kommen, ihnen zu erklären, warum die Roten Amerikanischen Sumpfkrebse eigentlich hier leben, warum Wildtiere die Stadt bevorzugen und wieso in einem Freibad Füchse leben. Gegen Panikmache hilft nur Aufklärung.

Berlin ist eine riesige Stadt, fast 900 Quadratkilometer groß, also so groß wie München, Frankfurt und Stuttgart zusammen. Und obgleich hier in Berlin viel gebaut wird und viel versiegelt ist, sind trotzdem 40 Prozent unserer Landesfläche Grünflächen, Brachflächen, Wasserflächen, Ackerflächen, Wald, Sumpf, Flüsse und Seen. Das ist eine große Zahl. Wir haben eine Grünflächenstruktur, in der sich die Tiere bewegen und auch dauerhaft aufhalten können. Je größer eine Art, desto schwieriger wird es für sie, im Stadtzentrum zu leben. Im Tiergarten sieht es zwar manchmal säuisch aus, aber Wildschweine leben dort nicht, das ist zu verinselt. Die Wildschweine haben wir also eher im Stadtrandbereich.

Häufige Fragen im Zusammenhang mit dem Auftreten von Wildtieren sind zum Beispiel: Aus welchen Gründen kommen sie eigentlich in die Stadt? Das werde ich jeden Tag gefragt. Was machen die eigentlich hier, die haben es doch im Wald viel besser? Auf welchen Wegen kommen sie in die Stadt? Gibt es Verbreitungsschwerpunkte? Letztlich natürlich die Frage: Ist das Vorkommen von Wildtieren erwünscht? Auch diesbezüglich fand ich die Ergebnisse der eben vorgestellten deutschlandweiten Umfrage sehr interessant, denn dies ist genau das, was ich auch für Berlin ständig erlebe: Wir sind alle tolerant gegenüber Wildtieren, solange wir nicht persönlich von ihnen betroffen sind.

#### WASCHBÄR VERSUS KREBS

Ein weiteres großes Thema in Berlin ist das Thema Neubürger, also eingewanderte oder eingeschleppte

Arten, Waschbären und Nutrias zum Beispiel. Wie gehen wir mit diesen in der Stadt um, haben wir hier überhaupt Möglichkeiten, zu regulieren? Bei der Bejagung von Waschbären in der Stadt gibt es große Akzeptanzschwierigkeiten in der Bevölkerung. Anders ist es bei den ebenfalls zugewanderten Roten Amerikanischen Sumpfkrebse, die der Berliner gemeinhin „Hummer“ nennt. Da ist es selbstverständlich, dass wir die jagen und dass die gegessen werden können. Interessant, oder? Waschbären und Sumpfkrebse – beides hochinteressante Wildtierarten. Bei der einen akzeptiert man ihre Bejagung, bei der anderen nicht. Wenn wir offiziell sagen würden, wir geben die Waschbären zum Abschuss frei, die können gegessen werden, da gäbe es einen riesigen Aufschrei.

## „Um es zugespitzt zu sagen: Alles, was nicht bei drei auf den Bäumen ist, wird mitgenommen.“

Die Bevölkerung muss also informiert werden, sie muss mitgenommen werden. Es weiß nun mal nicht jeder, warum Wildschweine aus dem Wald herauskommen. Und Erholungsuchende im Tiergarten wissen meist nicht, warum da Waschbären und Füchse leben und dass da nichts Schlimmes passiert. Inzwischen ist, glaube ich, in Berlin allgemein bekannt, dass hier sehr viele Wildschweine leben. Man sagt, wir seien die Hochburg der Wildschweine in Deutschland. Ich glaube, in den letzten 20 Jahren erreicht zu haben, dass niemand mehr groß aufschreckt, wenn er oder sie Wildschweine sieht. Gestern Abend erhielt

ich aus Lichtenrade – das ist im Süden der Stadt – ein Video zugeschickt mit der Anmerkung: „Wir haben hier große Schwierigkeiten, es geht seit vier, fünf Tagen so, dass wir nicht mehr ins Haus können, weil Wildschweine vorbeilaufen.“ Ich habe mir das Video angeschaut. Es waren 91 Wildschweine, die durch den Garten gelaufen sind. Das ist natürlich schon beeindruckend. Aber auch da ist es wichtig, mit den Leuten zu reden, ihnen zu erklären, warum die Tiere da sind. Diese Wildschweine haben nicht vor, die Vorgärten umzugraben. Die kommen unmittelbar aus dem Brandenburger Umland, wo in den vergangenen Tagen gerade die Maisfelder abgeerntet wurden. Die Tiere wissen jetzt nicht, wo sie hinsollen. Sie versuchen nun, irgendwo in der Stadt unterzukommen.

Wildschweine sind immer ein schönes Beispiel, weil Berlin mit Wildschweinen am meisten Erfahrung hat, ob in Spandauer Kleingartenanlagen oder auch schon mal im Villenviertel im Grunewald. Aber wir haben zum Beispiel auch sehr viele Füchse. Füchse in der Stadt leben nicht nur auf den letzten Brachflächen oder auf Friedhöfen, sondern zum Beispiel auch auf Baustellen oder an anderen Orten, die alles andere als Grünflächen sind. Etwa 4 500 Stadtfüchse haben wir in Berlin. Eine andere Tierart, mit der wir uns oft auseinandersetzen, sind Schwäne, die überall auf Teichen, Seen und Flüssen vorkommen. Sehr öffentlichkeitswirksam ist es zum Beispiel, wenn Schwäne im Winter auf dem Wasser festgefroren sind und gerettet werden müssen. Im Frühjahr, wenn sie brüten, wird zuweilen weitläufig abgesperrt und abgesteckt. Und das wird dann auch von der Bevölkerung bemerkt und kommentiert.

### SCHWÄNE UND FÜCHSE FÜTTERN

Schwäne werden auch häufig von Menschen gefüttert. Das ist ein anderes wichtiges Thema. Es werden in der

Stadt immer wieder ganz gezielt Wildtiere gefüttert, leider auch jagdbare Arten, wie zum Beispiel Wildschweine, was nicht in Ordnung ist. Aber es ist wichtig, festzuhalten: Wir haben nicht deshalb Wildtiere in der Stadt, weil es Menschen gibt, die diese Tiere füttern. Wir haben in Einzelfällen Probleme mit Menschen, die Tiere, zum Beispiel auch Füchse, füttern und so diese Tiere handzäh machen, sie distanzlos werden lassen. Aber auch wenn wir nicht gezielt füttern würden, wären die Tiere da, weil sie durch die Menschen genug Nahrung finden. Das ist ganz wichtig klarzustellen.

Waschbären leben inzwischen in fast allen Städten. Auch sie suchen nicht in erster Linie nach Grünflächen. In Berlin finden wir sie auch auf Dächern oder zum Beispiel im Parkhaus am Alexanderplatz. Ebenfalls sehr städtische Tiere sind inzwischen Waldkäuse und weitere Eulen. Sie gehören mit zum Inventar der Stadt. Und wenn ich Inventar sage, dann klingt das so, als wenn man sie auch forttragen oder einfach einstecken und mitnehmen könnte. Und tatsächlich ist dies ein weiteres wichtiges Thema beim Verhältnis von Mensch und Wildtier in der Stadt.

### BITTE NICHT MITNEHMEN!

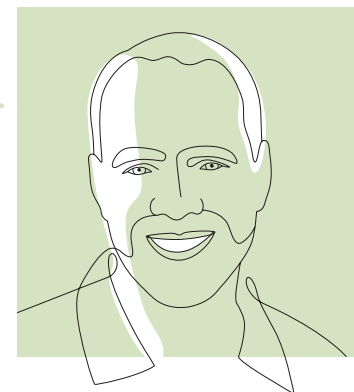
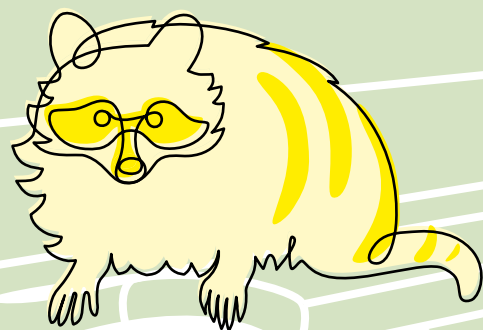
Um es zugespitzt zu sagen: Alles, was nicht bei drei auf den Bäumen ist, wird mitgenommen. Das ist ein merkwürdiges Phänomen, dass wir Menschen, sobald wir irgendwas auf dem Boden sitzen sehen und das vielleicht ein wenig dem Kindchenschema entspricht, es gleich mitnehmen wollen. Es gibt zeitliche Schwerpunkte des Mitnehmens: Freitagnachmittag bis Sonntagabend. Da wird besonders viel mitgenommen. Und dann wird angerufen. Menschen nehmen gerne am Wochenende ein Tier mit, und dann rufen sie beim Wildtiertelefon an und fragen, was sie nun tun sollen. Denn man hat inzwischen gemerkt, dass das Tier doch nicht so aussieht, als ob man es einfach

mal eben großziehen könnte. Und spätestens Montagfrüh klingelt dann in der NABU-Wildtierberatung das Telefon: „Kommen Sie schnell, holen Sie bitte die Tiere ab!“ Hier müssen wir noch sehr viel mehr aufklären. Wir müssen den Leuten klar sagen: Wenn ihr rausgeht, ist das schön. Wenn ihr Tiere seht, ist das auch schön. Aber bitte, bitte: nicht alles mitnehmen! Da hat eine Entfremdung gegenüber der Natur stattgefunden, die im Stadtzentrum natürlich verbreiteter ist als außerhalb.

### DER BIBER WARTET NICHT

Ein zunehmendes Thema in Berlin sind Biber. Als ich vor 20 Jahren anfang, mich intensiver mit den Wildtieren in der Stadt zu beschäftigen, waren zwar schon die ersten Biber da, aber ich habe im Traum nicht gedacht, dass sie Berlin erobern würden. Wir haben damals Landschaftsprogramme für Berlin mit dem Biotopverbund erarbeitet. Da durfte ich mitwirken an diesem Programmplan. Ich muss deswegen schmunzeln, weil wir uns damals Gedanken gemacht haben, wie wohl irgendwann der Biber hier reinkommen könnte. Wir haben mit anderen Planern jahrelang zusammengesessen, geplant und geplant, und vor fünf Jahren wurde dann endlich ein Landschaftsprogramm verabschiedet, das es dem Biber ermöglichen sollte, in Berlin Fuß zu fassen. Nur: Vor fünf Jahren war der Biber schon längst da. Der hat nicht auf uns gewartet, bis wir soweit waren und ihm Programmpläne vorgelegt haben. Er hat einfach die Stadt erobert. Mit über 60 Ansiedlungen – etwa 160 bis 170 Tiere mögen es vielleicht sein – sind wir jetzt wohl auch schon am obersten Limit, was die Stadt so insgesamt verkraften kann. Denn dass es damit auch zu Problemen kommt, dürfte klar sein.

Die Gründe für das Auftreten von Wildtieren sind sehr unterschiedlich. Ganz grundsätzlich muss man



**DERK EHLERT**  
Wildtierreferent Berliner Hauptverwaltung

Der studierte Landschaftsplaner ist Wildtierreferent des Landes Berlin und sozusagen zuständig dafür, die Berliner Bürger für das Zusammenleben mit den Wildtieren in der Stadt zu sensibilisieren. Seit über 25 Jahren arbeitet er auch als Dozent an Universitäten und Volkshochschulen, in Verbänden und Vereinen und bringt den Menschen die Natur näher.

sich vor Augen führen, dass die Stadt ein Lebensraum ist. So lebensfeindlich, wie manche Naturromantiker behaupten, ist die Stadt gar nicht. Es ist für bestimmte Tierarten durchaus interessant, in die Stadt zu gehen. Vorausgesetzt, dass sie sich dort reproduzieren können, dass es genug Nahrung gibt. Gerade kleinere Arten profitieren auch davon, dass in der Stadt weniger Pflanzenschutzmittel eingesetzt werden. Das jedenfalls ist eine Voraussetzung dafür, dass sie in die Stadt kommen. Der ehemalige innerstädtische Flughafen, das Tempelhofer Feld, ist ein schönes Beispiel, hier reproduzieren sich unter anderem die Feldlerchen, wir haben dort den dichtesten Feldlerchenbestand pro Hektar in Deutschland. Und das mitten in einer Großstadt wie Berlin.

„So lebensfeindlich, wie manche Naturromantiker behaupten, ist die Stadt gar nicht.“

#### JAGDRUHE IN DER STADT

Ein weiterer wichtiger Faktor, von dem Wildtiere in der Stadt profitieren, ist natürlich auch, wenn schon ein Stamminventar vorhanden ist, aus dem sich dann nachher die Population weiterentwickeln kann. Und noch ein Faktor ist wichtig: das Einhalten von Rechtsvorschriften. Es nutzt alles nichts, zu sagen, die Tiere können hier leben, wenn man sich nicht auch an die Gesetze hält. In Berlin herrscht Jagdruhe. Die Tiere kommen sicherlich auch in die Stadt, weil in der Stadt nicht gejagt wird.

Zuletzt darf nicht unerwähnt bleiben, dass zur Öffentlichkeitsarbeit, zu meiner Vermittlungsarbeit nicht nur gehört, Verständnis für die Tiere in unserer Nachbarschaft herzustellen, sondern ich muss auch Verständnis für die Bürgerinnen und Bürger haben. Und zuweilen gehört dazu auch, die Menschen darüber aufzuklären, was sie legalerweise gegen bestimmte Tiere ausrichten können. Manchmal führt nun mal kein Weg daran vorbei, Tiere vergrämen zu müssen. Auch dafür braucht man Informationen. Da bedarf es in der Stadt nämlich oft anderer Methoden als auf dem Land. Auf dem Land kann ich zum Beispiel durchaus synthetische Geruchsmittel gegen Füchse einsetzen, das hilft. Bei diesen Geruchsmitteln ist auch Menschenschweiß als Duftstoff mit drin. Wenn Sie dies nun aber in der Stadt einsetzen, kann es passieren, dass die Füchse nun erst recht ankommen, weil sie annehmen, dass sie da, wo Menschen sind, auch gefüttert werden. Wenn man so etwas nicht weiß, kann man leicht viel falsch machen.

Dr. Adél Gyimóthy & Autorengruppe

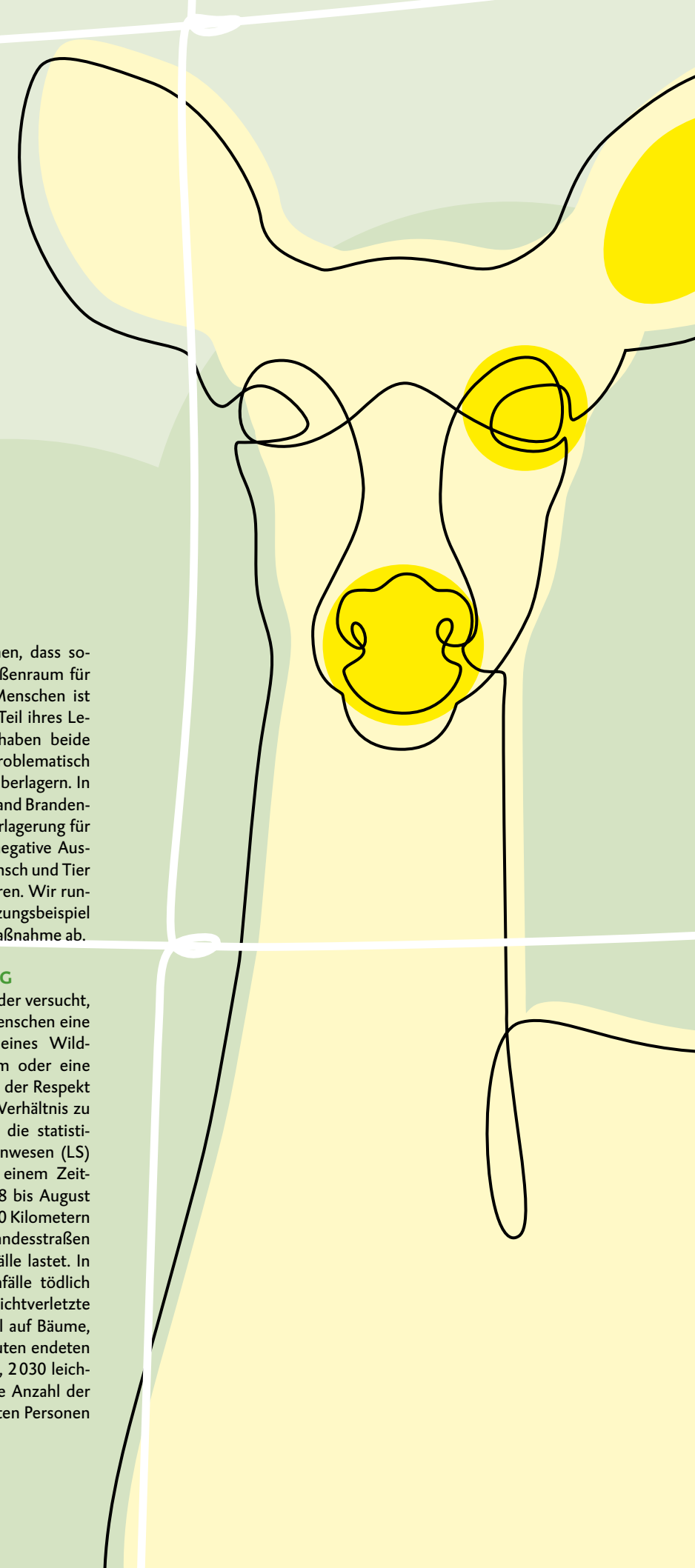
# Der Lebensraum von Wildtieren und die Straße

Wenn sich Mensch und Tier auf der Straße begegnen, dann ist das häufig kein angenehmes Zusammentreffen. Wildunfälle im Straßenverkehr gefährden Menschen und Tiere. Aber nicht nur der Verkehr selbst führt zu Konflikten. Straßen zerschneiden auch die Lebensräume von Wildtieren massiv.

Ein Widerspruch kann dadurch entstehen, dass sowohl Menschen als auch Tiere den Straßenraum für sich als Raum beanspruchen. Für die Menschen ist das der Verkehrsraum, für die Tiere ein Teil ihres Lebensraums. Eine Daseinsberechtigung haben beide Raumarten in unserer Gesellschaft. Problematisch wird es, wenn sich die Raumansprüche überlagern. In vorliegendem Artikel stellen wir für das Land Brandenburg dar, welche Folgen eine solche Überlagerung für Mensch und Tier haben kann und wie negative Auswirkungen zu vermeiden sind, sodass Mensch und Tier gleichermaßen von der Situation profitieren. Wir runden die Ausführungen mit einem Umsetzungsbeispiel in der Planungsphase einer Straßenbaumaßnahme ab.

## FOLGEN DER RAUMÜBERLAGERUNG

Wenn das Wild die Straßen überquert oder versucht, diese zu queren, bedeutet das für die Menschen eine Unfallgefahr. Zusätzlich kann infolge eines Wildunfalls das Fahrzeug gegen einen Baum oder eine Schutzplanke schleudern. Die Angst und der Respekt vor solchen Unfällen sind sehr groß. Im Verhältnis zu anderen Aufprallunfällen zeigen jedoch die statistischen Daten des Landesbetriebs Straßenwesen (LS) Brandenburg, dass auf Wildunfällen in einem Zeitraum von 36 Monaten (September 2018 bis August 2021) im Zuständigkeitsbereich von 2740 Kilometern Bundesstraßen und 5649 Kilometern Landesstraßen ein sehr geringer Anteil der Aufprallunfälle lastet. In diesem Zeitraum endeten drei Wildunfälle tödlich und hatten 147 Schwer- sowie 465 Leichtverletzte zur Folge. Aus den Unfällen mit Aufprall auf Bäume, Schutzplanken, Masten oder Brückenbauten endeten 135 tödlich, 1237 verursachten schwere, 2030 leichte Verletzungen. Doch selbst die geringe Anzahl der durch Wildunfälle getöteten und verletzten Personen ist unakzeptabel.





Für das Wild ist die Mortalität oder Verletzung nur ein Teil der vielen negativen Auswirkungen, die durch Zerschneidung der Lebensräume (Straßennetz) entsteht oder entstehen kann. Bereits ab rund 100 Kraftfahrzeugen am Tag können durch Lärm und Licht Störungen entstehen, die Tiere bei der Nahrungsaufnahme beeinträchtigen oder die Wahrnehmung von Prädatoren einschränken. Das größte Problem ist die Barrierewirkung der Straßen, die mit zunehmender Verkehrsdichte steigt. Diese kann sowohl auf Wandertiere als auch auf Ortsansässige negative Folgen haben. Die Barrierewirkung der Straßen hindert paarende Tiere an den Wanderungen zu den traditionellen Brunftplätzen. Die ortsansässigen Tiere versuchen eine Straßenquerung ab einer gewissen Verkehrsdichte erst gar nicht und können somit nicht mehr zwischen ihren Lebensraumkompartimenten wechseln. Diese Barrierewirkung erhöht sich sprunghaft ab etwa 10 000 Kraftfahrzeugen pro Tag.

Durch die Zerschneidung von Lebensräumen können kleine isolierte Populationen entstehen, sogenannte Inselvorkommen, die besonders gefährdet sind. Der Grad und die Art der Gefährdung hängt mit der Populationsgröße zusammen. Bei Populationen mit weniger als zehn Tieren wird der Fortbestand durch ein unausgeglichenes Geschlechterverhältnis gefährdet. Handelt es sich um weniger als circa 50 Tiere, kann von einer großen Gefahr durch Inzuchtschäden ausgegangen werden. Bei Populationen mit weniger als rund 500 Tieren ist die Gefahr des Verlusts von wichtigen genetischen Informationen sehr groß. Dabei handelt es sich um Resistenzen gegen selten auftretende Seuchen oder genetische Drift. Diese Gefahren sind bei Tierarten besonders ausgeprägt, die zu Fuß von einem Lebensraum in den nächsten gelangen müssen und zudem hohe Raumansprüche haben (Wildkatzen, Luchse, Rothirsche, Otter und Wölfe).

#### VERMEIDUNG VON WILDUNFÄLLEN

Das Bundesministerium für Digitales und Verkehr (BMDV) verfolgt das Ziel der „Vision Zero“ – das bedeutet, dass möglichst keine Toten und Schwerverletzten im Straßenverkehr zu beklagen sein sollen. Das Ministerium arbeitet an zahlreichen entsprechenden Maßnahmen. Im Rahmen des Verkehrssicherheitsprogramms der Bundesregierung 2021 bis 2030 werden Wirksamkeitsanalysen zur Reduzierung der Wildunfälle koordiniert, finanziert und unterstützt. Der Bund beabsichtigt, auf Grundlage der Ergebnisse eine Strategie zu entwickeln, mit der Wildunfällen begegnet werden kann. Die Bundesanstalt für Straßenwesen (BASt) unterstützt mit ihrem Forschungsschwerpunkt Wildunfallprävention die Erreichung dieser Ziele.

Das Land Brandenburg bekennt sich in seinem Verkehrssicherheitsprogramm „Sicher unterwegs in Brandenburg“ (2014) ebenfalls zu dem anspruchsvollen Leitbild der „Vision Zero“. Die darin enthaltenen Leitziele und strategischen Ansätze bilden die Grundlage der fach- und ressortübergreifenden Verkehrssicherheitsarbeit aller Akteure, wie Baulastträger, Polizei, Straßenverkehrsämter und vieler anderer im Land Brandenburg.

Um Wildunfälle zu vermeiden oder zu minimieren, wurden und werden zahlreiche Maßnahmen getestet und durchgeführt. Der Landesbetriebs Straßenwesen hat bereits seit seiner Neuorganisation Anfang der 90er-Jahre mit verschiedenen Akteuren aus dem Ministerium, Ingenieurbüros, Jagdpächtern, Waldbesitzern, Straßenverkehrsämtern und vielen Kollegen aus verschiedenen Dienststellen und Straßenmeistereien der Straßenbauverwaltung mit Maßnahmen experimentiert, um die Zahl der Wildunfälle zumindest zu reduzieren.

Diese Maßnahmen sind in Abhängigkeit davon, auf welche Faktoren sie Einfluss nehmen sollen, in die Faktoren Wild, Mensch und Infrastruktur kategorisiert. Beim Faktor Wild werden Maßnahmen durchgeführt, die das Querungsverhalten des Wilds beeinflussen sollen. Hierzu gehören die Verwendung von Duftbarrieren oder Lichtsignalen.

#### FAKTOR WILD

Jagdpächter haben vor einigen Jahren mit Duftstoffen experimentiert. Auch Tierhaare kamen in kleinen Säckchen in Bäumen nahe der Fahrbahn zum Einsatz. Anfängliche scheinbare Vergrämungseffekte waren alsbald nicht mehr feststellbar. Zu schnell waren die Duftstoffe nicht mehr intensiv genug. Witterungseinflüsse taten ihr Übriges. Die Menge der ausgebrachten Duftproben und die Häufigkeit der Wechsel führten bald zur Einstellung der Aktivitäten.

„Die deutliche Mehrheit der Wildtiere überquert ruhig und ziehend die Grünbrücken und manche äsen dabei auch.“

Ein Brandenburger Leitpfosten-Hersteller entwickelte Mitte der 90er-Jahre die ersten weißen beziehungsweise silbernen Wildwarnreflektoren (WWR). Landesweit erfolgte der Einsatz über alle Sachgebiete der Verkehrstechnik in Zusammenarbeit mit den Straßenmeistereien. Es wurden weitere Experimente zum Abstand der Leitpfosten gestartet. Im Ergebnis

wurde ein optimaler Abstand von 20 bis 25 Metern ermittelt. Zusätzliche Leitpfosten wurden zwischen die vorhandenen gesetzt, die in der Regel im Abstand von 50 Metern gestellt werden. Leider waren die Ergebnisse aus der Wildunfall-Entwicklung nicht positiv. Daraufhin untersagte das damalige Ministerium für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr Brandenburg (MSWV) den Brandenburger Straßenbauämtern den weiteren Erwerb der WWR sowie die Finanzierung der zu verdichtenden Leitpfosten. Allerdings wurde bei weiterer Finanzierung dieser Maßnahmen durch die Jagdpächter oder andere die Aufstellung und Anbringung der WWR gestattet.

Die genannten Akteure testeten örtlich begrenzt zu unterschiedlichen Zeiten neue Ideen zur Wildunfallreduzierung, so wurden in den letzten Jahrzehnten erst rote WWR, zuletzt blaue WWR eingesetzt. In mehreren Untersuchungen verschiedener Institutionen, etwa des BASt und des Gesamtverbands der Deutschen Versicherungswirtschaft, wurde erneut die Erkenntnis dargestellt, dass diese Reflektoren, egal welcher Farbe oder Bauform, keine beständige nachweisbare Wirkung aufweisen. Dieses Ergebnis deckt sich mit dem der Straßenbauverwaltung. Zu unterschiedlich sind das Verhalten, das Auftreten, die Anzahl und die Arten des Wilds. Es zeigen sich Abhängigkeiten von der Fruchtfolge auf den Feldern, der Gestaltung des Straßenbegleitgrüns an den Fahrbahnrandern, dem Vorhandensein von fruchtbarwerfenden Bäumen und dem Insektenaufkommen im Bereich direkt neben der Straße, dem sogenannten Bankett. Sichere reproduzierbare Rückschlüsse auf eine bestimmte Wildpopulation sind bei variablen Konstellationen leider nicht vorhersagbar. Aus diesem Ergebnis heraus erneuerte das Ministerium für Infrastruktur und Landesplanung (MIL) das Erwerbsverbot der WWR. Zwischenzeitlich testeten Jagd- und Forst-

pächter Aluminium-Klebeband in verschieden dichter Folge um Bäume nahe der Fahrbahn. Auch hier gab es keine positiven Ergebnisse.

Der neueste Versuch sind die sogenannten Wolfsaugen: Hier werden zwei runde Reflektoren auf einer Leiste montiert, deren Abstand und Höhe dem der Augen der Wölfe nachempfunden werden. So sollen andere Wildtiere den Eindruck erhalten, dass Wölfe vorhanden sind, und flüchten. Das Problem, was aber physikalisch bedingt ist: Die Reflektoren erwidern nur das Licht herannahender Fahrzeugscheinwerfer und werfen es nur zu ihnen zurück. Es wird kaum gestreut. Außerdem müssen diese Wolfsaugen häufig einen anderen Standort erhalten, sonst findet ein Gewöhnungseffekt bei den Tieren statt. Dauerhafte positive Ergebnisse konnten bisher auch hiermit nicht erzielt werden.

Weitere Untersuchungen wurden von verschiedenen Seiten auf einen Zusammenhang mit der Fruchtfolge auf zur Straße benachbarten Feldern getätigt. Ein sicheres Ergebnis war auch hierbei nicht feststellbar.

#### FAKTOR MENSCH

Bei den Maßnahmen zum Faktor Mensch werden die Verkehrsteilnehmer beeinflusst, um potenzielle Wildunfälle zu vermeiden.

In skandinavischen Staaten wurden Versuche mit innenbeleuchteten Wildwechsel-Verkehrszeichen getätigt. Auslöser waren Lichtschranken parallel zur Fahrbahn. Alternativ kamen auch Radarsensoren zum Einsatz, die in der Lage sind, zwischen verschiedenen Wildtiergrößen zu differenzieren. Ein Blinken des Verkehrszeichens „Wildwechsel“ wurde dann ausgelöst. Nach Diskussion in Verkehrstechnikgremien kam man zu der Erkenntnis, dass dieses System zwar im Einzel-

fall tauglich, für die gesamte Brandenburger Fläche jedoch nicht zu finanzieren sei.

Ein weiterer Versuch läuft derzeit im Landkreis Oder-Spree, im Schlaubetal. Eine Baustellenleuchte blinkt bei Dunkelheit über dem Wildwechsel-Verkehrszeichen. Es entstehen keine Kosten, da Aufsteller, Verkehrszeichen und Baustellenleuchte komplett bei den Straßenmeistereien vorhanden sind. Auswertungen sind wegen der kilometerlangen Bauzäune, die zur Verhinderung einer weiteren Ausbreitung der Afrikanischen Schweinepest aufgestellt wurden, derzeit nicht möglich. Erst nach Entfernung der Zäune kann ein Vorher-nachher-Wildunfallvergleich erfolgen.

Ebenso laufen Versuche, dieses Verkehrszeichen auf einer Trägertafel aufzubringen und mit einer Angabe der Wildtierunfälle aus einem bestimmten vergangenen Zeitraum zu ergänzen.

Das vom MIL beauftragte Gutachten des Fraunhofer-Instituts (Jahr 2016/2017) zum Verhalten der Wildtiere bei der Fahrbahnquerung kam zur Erkenntnis, dass die Fahrzeuge mit geeigneten und bezahlbaren Systemen ergänzt werden sollen. Damit könnten automatische Bremssysteme und Systeme zur automatischen Differenzierung von Maßnahmen zur Vermeidung oder Verringerung der Schwere von Wildtierunfällen zum Einsatz kommen. Die Größe von detektierten Tieren – oder Menschen am Fahrbahnrand – muss abgewogen werden gegen Auffahrunfälle von Fahrzeugen untereinander bei plötzlichen Notbremsungen. Hier spielen auch ethische Fragen eine Rolle, wie bei ähnlichen Situationen beim autonomen Fahren.

Bei konsequenter Freihaltung der Bereiche neben der Fahrbahn bis mindestens 4,5 Meter beiderseits der Fahrbahnränder ist die gegenseitige Sicht auf Wild

und von jenem auf sich nähernde Fahrzeuge gegeben. Dadurch besteht die Möglichkeit, rechtzeitige Aktionen auszuführen, um Zusammenstöße zu vermeiden.

Werden die Bankettbereiche standfest ausgeführt, zum Beispiel mit Schotterrasen, so wird ein entscheidender Beitrag geleistet, damit die Bankette nicht alljährlich bis zur Fahrbahnkante massiv durch Wildschweine umgegraben werden. Diese suchen hier nach Früchten, wie zum Beispiel Eicheln. Aber auch Larven nisten sich hier besonders oft ein und sind beliebtes Futter. Hier entstehen neue Gefahren, nicht nur durch die Anwesenheit der Wildschweine, sondern auch durch die Verhinderung des Regenwasserabflusses (Aquaplaning). Die dann sehr weichen Bankette tragen keinerlei Last mehr, sodass abkommende Fahrzeuge sofort in ihrer Fahrtrichtung umgelenkt werden und dadurch nicht selten mit den dicht stehenden Bäumen kollidieren.

#### FAKTOR INFRASTRUKTUR

Der Faktor Infrastruktur zielt auf Maßnahmen ab, die die Konfliktsituation vom Wild und Verkehr im selben Raum vermeiden. Hierzu zählen insbesondere Wildschutzzäune. Die Ausrüstung mit Wildschutzzäunen hat sich in Hinblick auf die Unfallzahlen bewährt. Eine Zäunung führt jedoch zu einer kompletten Barrierewirkung und damit zur genetischen Isolation der Wildtiere. Sinnvoll wäre, um eine Trennung der Lebensräume zu minimieren, die Wildschutzzäune gezielt an Unfallophäufen einzusetzen. Ortslagen, an denen gehäuft Wildunfälle auftreten, gehen aus der polizeilichen Unfallauswertung hervor. Dabei sind Unfallophäufen mit Wildbeteiligung nach der Definition des MIL aktuell nicht existent. Diese entstehen, wenn sich innerhalb eines Jahres auf einer Strecke von 200 bis 500 Metern fünf gleichartige Unfälle beziehungsweise innerhalb von drei Jahren fünf Wildunfälle

mit Personenschaden ereignet haben. Häufungen an bestimmten Strecken und Örtlichkeiten verändern sich permanent, ein zielgerichtetes und örtlich sehr begrenztes Ergreifen von Maßnahmen (Errichtung von Wildschutzzäunen) ist daher nicht möglich. In Analogie zu den derzeitigen Maßnahmen zur Bekämpfung der Afrikanischen Schweinepest, etwa im Landkreis Oder-Spree, müssten große Streckenabschnitte mit Wildschutzzäunen ausgerüstet werden.

Die Wildunfälle verteilen sich über das gesamte Straßennetz des Landes Brandenburg. Bei beliebigem Zeitrahmen zeigen sich Wildunfälle in ganz Brandenburg, auf allen Straßen, unabhängig von ihrer Klassifizierung. Lediglich bei den Autobahnen ist dieses Bild abgeschwächt, da hier ja größtenteils Wildschutzzäune verbaut wurden.

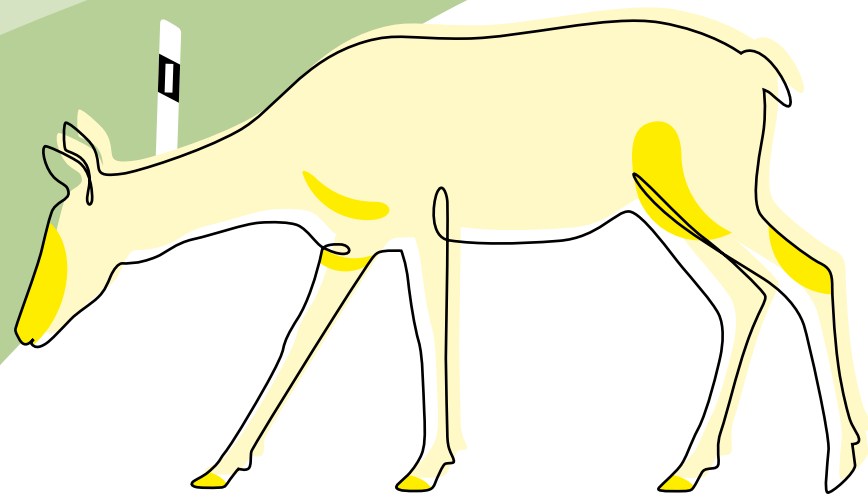
Folgende Wildunfallzahlen ergaben sich über einen längeren Zeitraum zwischen dem 1. Januar 2017 und dem 31. Oktober 2021 (ohne Autobahn):

#### BUNDESSTRASSEN INSGESAMT: 22 858

2017:	5 127
2018:	4 528
2019:	5 093
2020:	4 654
2021*:	3 456 (*bis einschl. Oktober 2021)

#### LANDESSTRASSEN INSGESAMT: 31 304

2017:	7 108
2018:	6 223
2019:	6 930
2020:	6 302
2021*:	4 741 (*bis einschl. Oktober 2021)



Nach Auswertung verschiedenster Maßnahmen und Experimente im Verlauf von Jahrzehnten ist ersichtlich, dass die zwei wirksamsten Wildunfallpräventionsmaßnahmen folgende sind:

1. der regelmäßige und konsequente Rückschnitt von Wildwuchs bis zur Baulastgrenze parallel zur Fahrbahnkante und
2. das Errichten von Wildschutzzäunen.

Beide oben genannten Maßnahmen können die Ziele des Naturschutzes wegen Gefährdung der Biodiversität nicht unterstützen. Eine Vermeidung dieser Konflikte kann erreicht werden, wenn die zwei Raumarten (Verkehrs- und Lebensraum) voneinander so getrennt werden, dass beide die volle Funktionstüchtigkeit bewahren können. Das ist mit der Vermeidung der Raumüberlagerung und der dadurch bedingten Zerschneidung der Räume möglich. Zunehmende Probleme bei der Zerschneidung von Lebensräumen und die damit

verbundene Trennung von Tierpopulationen sowie der Mangel an Durchmischung des Erbguts führten zur Planung und Ausführung von Faunabrücken, Grünbrücken oder Fauna-Unterführungen und damit zur grundsätzlichen Aufhebung einer Raumüberlagerung in dem betreffenden Bereich.

#### ZERSCHNEIDUNG VERMEIDEN

Das Bundeskabinett hat bereits im Jahr 2012 das Bundesprogramm Wiedervernetzung beschlossen, in dem die Bundesregierung sich zum Verursacherprinzip bekennt: Die Zerschneidung der Lebensräume wird auch durch das Bundesfernstraßennetz verursacht. Neben den bestehenden rechtlichen Verpflichtungen zur Vermeidung von Zerschneidungswirkungen bei der Planung und Durchführung von Neu- und Ausbauvorhaben leitet die Bundesregierung mit diesem Programm die Wiedervernetzung im Bestand des deutschen Straßenverkehrsnetzes in die Wege.

Für zukünftige Maßnahmen zur Wiedervernetzung von Lebensräumen an bestehenden Bundesfernstraßen ist die „Liste der prioritären Wiedervernetzungsabschnitte“ zugrunde zu legen. Finanzielle Mittel werden ausschließlich für diese Abschnitte zur Verfügung gestellt.

Brandenburg weist sehr gute Lebensgrundlagen für störungsempfindliche Säugetiere und Vögel mit großen Raumansprüchen auf. Grund hierfür sind die vielen unzerschnittenen Naturräume, die ausgedehnten Wälder sowie die geringe Bevölkerungsdichte. Die zunehmende Landschaftszerschneidung wirkt sich also besonders stark auf große Säugetiere aus, da für sie (viel) befahrene Straßen fast unüberwindbare Barrieren bedeuten. Um die wichtigsten Verbindungsachsen zwischen Kernlebensraum und Großsäuger zu sichern und wiederherzustellen sowie den Individuenaustausch zwischen den Vorkommen zu ermöglichen, ist die Aufstellung eines Verbundsystems für Säugetiere mit großem Raumanspruch notwendig. Dafür ist die Verknüpfung aller Funktionsräume über 100 Quadratkilometer zu sichern.

In Brandenburg wurde das Landschaftsprogramm im Jahr 2001 aufgestellt und mit einem neuen sachlichen Teilplan „Biotopverbund Brandenburg“ fortgeschrieben. Im Teil „Wildtierkorridore“ wurden im Jahr 2010 die wichtigsten großräumigen Vernetzungsachsen im Land identifiziert und es wurde aufgezeigt, wie die Durchgängigkeit dieser Achsen langfristig gesichert werden kann. Auch die Kernlebensräume und die wichtigsten Funktionsbeziehungen wurden anhand von Lebensraumtypen und Zielarten (Rothirsch, Elch, Wolf, Luchs und Wildkatze) herausgearbeitet. Es erfolgte zudem eine Darstellung der Barrieren für den Populationsaustausch und der Maßnahmen, die dieser Entwicklung entgegenwirken können.

Grünbrücken bieten die beste Möglichkeit für Arten der Waldlebensräume oder strukturreichen Kulturlandschaft, eine Barriere zu überwinden. Das sind multifunktionale Bauwerke zur Querung einer Straße und dienen der Vernetzung von Lebensräumen. Sie weisen eine nutzbare Breite von mindestens 50 Metern auf und tragen eine Vegetationsschicht. Großer Vorteil der Grünbrücken ist, dass sie geeignet sind, mehrere Lebensraumtypen (Waldlebensraum, Trockenlebensraum oder Offenlandlebensräume) miteinander zu vernetzen. Dabei ist aber sehr wichtig, die Querungsbauwerke gegen Störungen wie Licht und Lärm von der Straße abzuschirmen.

Auf Brandenburgs Bundesstraßen befinden sich aktuell zwei fertiggestellte Grünbrücken (im Jahr 2012 fertiggestellt über die B 101 bei Luckenwalde und im Jahr 2020 ebenfalls über die B 101 bei Thyrow). Mit den Grünbrücken über Autobahnen zusammengezählt, sind es neun. Seit 2005 wird ein Monitoring auf Brandenburgs Grünbrücken über Autobahnen vom Landeskompetenzzentrum Forst durchgeführt. Ziel des zehnjährigen Monitorings ist die Beurteilung der Funktionalität der Grünbrücken. Auf der Grünbrücke A 11 (Schorfheide-Chorin) wurden beispielsweise in einem Zeitraum von zehn Jahren 47 034 Wildquerungen beobachtet, davon 63 Prozent Damwild und 32 Prozent Schwarzwild.

Die Pflanzpläne der Grünbrücken über die A 9, A 13 und A 12 sind einheitlich: Gehölze (Zitterpappel, Eberesche, Schlehe, Hasel, Weißdorn, Rose, Hartriegel und andere) wurden auf circa 40 Prozent der Fläche angepflanzt. Auf 55 bis 65 Prozent der Fläche entwickelt sich eine Gras- und Krautschicht durch Ansaat und Sukzession. Zudem wurden punktuell Altholz- und Lesesteinhaufen ausgebracht. Auf der Grünbrücke A 9 (Niemegk) wurden 24 082, auf der Grünbrücke A 13 (Teupitz-Tornow) 6 161 Querungen in sieben Jahren und auf der Grünbrücke A 12 (Kersdorf) 9 035 in sechs Jahren gezählt. Die Anzahl der Querungen erhöht sich signifikant ab dem vierten bis fünften Standjahr der Grünbrücke. Die Anzahl der Arten variiert zwischen 11 und 15, die meisten Querungen erfolgten vom Rotwild, Damwild und Schwarzwild. Die deutliche Mehrheit der Wildtiere überquert ruhig und ziehend die Grünbrücken, und manche Tiere äsen dabei auch (artspezifisch). Daraus lässt sich die Schlussfolgerung ziehen, dass die Grünbrücken Akzeptanz im Wildlebensraum finden. Leider lässt sich bislang ein Zusammenhang zwischen Wildunfällen und Grünbrücken aufgrund der bestehenden Wildschutzzäune schwer herstellen.

#### UMSETZUNGSBEISPIEL

Basierend auf dem sachlichen Teilplan „Biotopverbund Brandenburg – Teil Wildtierkorridore“ und anderen



**DR.-ING. ADÉL GYIMÓTHY**  
Landesbetrieb Straßenwesen Brandenburg, Abteilung Infrastruktur und Umwelt, Grundsatzdezernat Umweltschutz und Landschaftspflege

**DIPL.-ING. HANS-INGO KLÖHN**  
Landesbetrieb Straßenwesen Brandenburg, Abteilung Mobilität, Dezernat Verkehrstechnik und Telematik

**DIPL.-ING. DAVID REIBEHOLZ**  
Landesbetrieb Straßenwesen Brandenburg, Sachgebiet Umweltschutz und Landschaftspflege Ost

Konzeptionen erarbeitete das Gutachterbüro ÖKOLOG im Jahr 2019 ein Vernetzungskonzept für die B 96. Hierbei handelt es sich um einen Streckenzug im Norden Brandenburgs (nördlich Oranienburg, Gransee, Fürstenberg). Eine Besonderheit stellt hier die parallel verlaufende Bahnstrecke dar. Ein Vernetzungsbedarf besteht gemäß dem Konzept, wenn Zielarten oder streng geschützte Arten durch Barrierewirkung und Zerschneidung im Hauptwechsel oder Migrationsweg sowie die Kohärenzflächen des Natura-2000-Netzes oder eines FFH-Gebiets durch Zerschneidung beeinträchtigt werden. Ein Vernetzungsbedarf besteht ebenfalls, wenn Kern-, Entwicklungs- oder Verbindungsflächen zerschnitten werden. In diesem Sinne wurden diverse Konfliktabschnitte an der B 96 ermittelt. Die Gutachter schlugen im Ergebnis diverse technische Vernetzungsmaßnahmen vor, wie etwa Grün- und Faunabrücken, Fauna-Unterführungen und Kleintierdurchlässe. Diese werden im Rahmen des aktuell laufenden Planungsprozesses der weiteren Planung zugrunde gelegt.

Da sich der Streckenzug jedoch nicht auf der Liste der prioritären Wiedervernetzungsabschnitte befindet, ist eine Finanzierung der Vernetzungsmaßnahmen über das Bundesprogramm Wiedervernetzung im Sinne der Sanierung bestehender Beeinträchtigungen ausgeschlossen.

#### FAZIT

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Wiedervernetzung (technisch) möglich ist, aber außerhalb des Bundesprogramms Wiedervernetzung keinerlei Finanzierungsgrundlagen/Verpflichtungen zur „faunistischen“ Sanierung an bestehenden Straßen existieren. Eine finanzielle Begründung solch umfangreicher technischer Vermeidungsmaßnahmen ist zum Beispiel durch eine Verbreiterung der Straße denkbar, da sich dadurch die Zerschneidungswirkung erhöht (im Sinne der Eingriffsregelung). Eine Verbreiterung erfolgt jedoch nicht immer. Jedoch wird bei Maßnahmen der Erhaltung durch den LS regelmäßig geprüft, ob die tierökologische Durchlässigkeit im Sinne der jeweils aktuellen Fassung des „Merkblatts zur Anlage von Querungshilfen für Tiere“ verbessert werden kann. So kann es doch gelingen, beispielsweise ein fischottergerechtes Bauwerk, finanziert aus Mitteln der Erhaltung, herzustellen. Zudem muss betont werden, dass neben Wiedervernetzung auch andere Belange zu berücksichtigen sind (Eigentum, Alleen-schutz, Biotopschutz und so weiter) und auch der Verhältnismäßigkeitsgrundsatz zu beachten ist. Ist es jedoch einmal gelungen, die Wiedervernetzungsmaßnahmen zu etablieren, versprechen sie Erfolge – auch wenn diese erst längerfristig zu beobachten sind!



Gerhard Schwab

# Biberschäden – Biberschutz

Der Biber ist wieder da und breitet sich aus. Das gefällt nicht jedem, denn Biber können erhebliche Schäden anrichten. Grund für Konflikte ist aber nicht nur das Tier selbst, sondern auch das mangelnde Wissen über die so lange bei uns fast ausgestorbene Art. Der Nutzen von Bibern für die Artenvielfalt wird oft unterschätzt.



## BIBERBIOLOGIE

Zunächst ein paar Angaben zur Biologie des Bibers, der vielen noch unbekannt ist. Man weiß vielleicht, dass er wieder da ist in Deutschland, und man hört, dass „Biberprobleme“ und „Biberschäden“ durch die Zeitungen geistern, aber das war's dann oft auch schon. Bereits die Größe des Tiers überrascht die meisten Menschen, hatten sie sich ihn doch eher so groß wie einen Hasen vorgestellt. Biber gehören zu den Nagetieren. Mit einem durchschnittlichen Gewicht von etwa 25 Kilogramm für einen erwachsenen Biber (Ausreißer bis über 35 Kilogramm) sind sie die größten Nagetiere der nördlichen Erdhalbkugel; sie werden nur noch vom Wasserschwein in Südamerika übertroffen. Erwachsene Biber können bis zu 1 Meter lang werden, dazu kommt noch die bis zu 35 Zentimeter lange Biberkelle, der beschuppte Teil des Biberchwanzes.

Biber leben in Familienverbänden, die aus dem Elternpaar und den Jungtieren der beiden letzten Jahre bestehen. Die Familie besetzt ein Revier, das – je nach Nahrungsmenge – zwischen 1 und 7 Kilometer Gewässerstrecke (durchschnittlich 1,5 Kilometer) umfassen kann. Die Reviere werden mit Bibergeil, einem Duftstoff, markiert und gegen Nachbarn und durchziehende Biber verteidigt. Die Paarungszeit der Biber ist im Januar und Februar, nach dreieinhalb Monaten werden meist zwei bis drei Jungtiere geboren. Diese bleiben zwei Jahre in der Familie, bevor sie abwandern und sich ein eigenes Revier und einen Partner suchen.

Biber leben im und am Wasser und sind hervorragend daran angepasst. Sie haben einen spindelförmigen Körper, und das dichte Fell, das mit einem Drüsensekret wasserdicht gehalten wird, wärmt auch im Winter. Es ist mit bis zu 23 000 Haaren eines der dichtesten Felle im ganzen Tierreich. Den „Antrieb“ beim

Schwimmen besorgen die großen, mit Schwimmhäuten versehenen Hinterfüße. Die Vorderfüße sind klein, aber geschickt: Mit dem kleinen Finger, der den anderen Fingern gegengestellt werden kann, können Biber richtig zupacken.

Das auffälligste Merkmal des Bibers ist die Biberkelle, der fast unbehaarte, beschuppte hintere Teil des Schwanzes. Die Biberkelle dient als Stütze beim Sitzen, zur Steuerung beim Schwimmen, als Fettdepot für den Winter und zur Alarmierung von Familiengenossen bei Gefahr. Biber riechen und hören sehr gut, das Sehvermögen ist weniger ausgebildet. Zur Nahorientierung im Wasser dienen lange Tasthaare im Schnauzenbereich.

Biber sind reine Pflanzenfresser. Vom Frühjahr bis in den Herbst ernähren sie sich von Gräsern, Kräutern, Wasserpflanzen und von Rinde und Blättern frischer Gehölztriebe. Wo die Landwirtschaft die natürliche Nahrung durch Feldfrüchte ersetzt hat, nimmt der Biber, wie andere Arten, auch diese. Vom Spätherbst bis ins Frühjahr bildet die Rinde von Gehölzen die Hauptnahrung. Da Biber nicht klettern können, fällen sie die Bäume, um an die Rinde zu kommen. Biber halten keinen Winterschlaf. Sie legen sich im Herbst Nahrungsvorräte aus Ästen an, die sie in der Nähe der Burg im Wasser einlagern.

Um die Bäume fällen zu können, haben Biber ein besonders angepasstes Gebiss. Die ständig nachwachsenden Schneidezähne bestehen aus zwei unterschiedlich harten Schichten: Durch die schnellere Abnutzung der hinteren, weichen Schicht bleibt die vordere, härtere Schicht immer als scharfe Schneidkante. Biber können auch unter Wasser nagen, dann verschließt eine Mundfalte zwischen Schneide- und Backenzähnen den hinteren Rachenraum. Biber sind



hervorragende Taucher. In der Regel tauchen sie nur etwa zwei bis fünf Minuten, können bei Gefahr aber auch bis zu 20 Minuten unter Wasser bleiben.

Männchen und Weibchen können beim Biber in freier Wildbahn kaum unterschieden werden. Eine Ausnahme sind trächtige und säugende Weibchen, bei denen die Brustwarzen sichtbar werden. Die Geschlechtsorgane liegen im Körperinneren und münden mit Harnröhre und After in einer Kloake an der Schwanzwurzel. In diesem Bereich münden auch die Bibergeilddrüsen, deren Sekret der Biber zur Reviermarkierung nutzt, und daneben die Analdrüsen, deren Sekret zum Einfetten des Pelzes verwendet wird.

Biber sind dämmerungs- und nachtaktiv, den Tag verbringen sie in selbst angelegten Bauen, die von einem einfachen Erdbau bis hin zu meterhohen Biberburgen alle Formen haben können. Der Eingang zum Bau ist zum Schutz gegen Feinde und um Zugluft draußen zu halten immer unter Wasser. Wo die Wassertiefe im Bach nicht ausreicht oder stark schwankt, baut der Biber Dämme, um eine konstante Tiefe von mindestens 80 Zentimetern zu halten. Dieser Wasserstand hält nicht nur den Baueingang unter Wasser, sondern ermöglicht auch sicheres Tauchen und im Winter einen Wasserweg unter dem Eis. Die hinter den Dämmen entstehenden Biberseen verbessern den schwimmenden Zugang zur Nahrung und erlauben einen leichteren Transport: Schwimmende Äste zu transportieren ist einfacher als sie durch den Wald zu ziehen.

#### BIBER – EINST UND HEUTE

Biber waren, mit klimabedingten Schwankungen der Verbreitung, 15 Millionen Jahre lang in ganz Deutschland heimisch, bevor sie Mitte des vorletzten Jahrhunderts fast vollständig ausgerottet wurden. Nur ein kleiner Bestand von 100 bis 200 Tieren überlebte an

der Mittelbe. Der Grund für die Ausrottung war die Gewinnsucht des Menschen. Gejagt wurde der Biber wegen seines wertvollen Pelzes (dessen Haare auch gut zu Hüten verarbeitet werden konnten), wegen seines Fleisches (das, von der Kirche legitimiert, in der Fastenzeit gegessen werden durfte) und wegen des Bibergeils, eines Drüsensekrets, das als Allheilmittel verwendet wurde.

Das Verschwinden der Biber war eurasiensweit. Von den geschätzten 100 Millionen Bibern, die ursprünglich die Gewässer Eurasiens von der iberischen Halbinsel bis Nordskandinavien und Sibirien besiedelten, überlebten nur etwa 1 000 bis 2 000 die Verfolgung. Der Schutz der Restvorkommen im frühen 20. Jahrhundert und zahlreiche Wiedereinbürgerungen, vor allem ab der Mitte des letzten Jahrhunderts, brachten das Comeback der Biber in Eurasien. Der Bestand in Deutschland liegt heute wieder bei über 45 000; vor allem im Süden und Osten ist der Biber verbreitet. Im gesamten Verbreitungsgebiet wird der Biberbestand auf 1,5 Millionen geschätzt, und nur in sehr wenige Länder ist der Biber (noch) nicht zurückgekehrt.

Dabei wird es aber, aus Sicht der Natur, nie „zu viele“ Biber geben. Denn Biber regulieren ihren Bestand durch ihr Reviersystem selbst. Wenn alle Reviere besetzt sind, haben abwandernde Jungtiere keine Möglichkeit, sich anzusiedeln und fortzupflanzen. Kämpfe und Beißereien führen dazu, dass die meisten von ihnen ums Leben kommen. Räuber dagegen spielen bei der Regulation keine Rolle, wie die erfolgreiche Ausbreitung des Bibers auch in wolfs- und bärenreichen Gebieten wie Rumänien oder Russland zeigt.

Diesen Erfolg der Wiedereinbürgerung hatte zu Beginn bei uns niemand vorhergesehen, und er war auch nur möglich, weil der Biber nicht – wie damals

gedacht – eine eng an den Lebensraum Auwald angepasste Art ist, sondern eine nicht nur sehr anpassungsfähige, sondern vor allem eine sich an die Landschaft anpassende Tierart. So kam der Biber auch mit flurbereinigten Agrarlebensräumen, die für viele andere Arten das Aussterben brachten, leicht zurecht.

#### BAUMEISTER FÜR DIE ARTENVIELFALT

Genau dies ist das „Erfolgsgeheimnis“ des Bibers. Er ist nicht nur sehr anpassungsfähig an die bestehenden Lebensräume, sondern er passt auch Lebensräume, die zunächst nicht oder weniger geeignet sind, seinen Ansprüchen an. Wenn man ihn ließe, würde der Biber einen Entwässerungsgraben im Maisacker in wenigen Jahren wieder in ein Biotop mit hoher Artenvielfalt verwandeln.

Seine landschaftsändernden Auswirkungen sind auf drei Aktivitäten zurückzuführen. Am wesentlichsten, und mit den auch in der Fläche gravierendsten Auswirkungen ist das Aufstauen von Gewässern. Es entstehen hinter den Biberdämmen Biberseen, die durch ihr verzigfaches Wasservolumen Lebensraum für zahlreiche Arten bieten, von Einzellern über Libellen bis hin zu Fischen. Durch den höheren Wasserstand werden auch nahe liegende Senken vernässt: ein fischfreies Laichbiotop für Amphibien mit einer Verzweifachung des Laichs – und in der Folge Nahrungsgrundlage für zum Beispiel den Schwarzstorch. Eingestaute Gehölze sterben ab und werden von Insekten und ihren Larven zerlegt, diese wiederum sind Nahrung für verschiedene Vogelarten. In dickeren, toten Bäumen können Spechte ihre Bruthöhlen anlegen, Nachbewohner wie Fledermäuse folgen. Die in feuchten Uferbereichen aufwachsenden Schilfbestände bieten Lebensraum für Blaukehlchen und andere Arten. In einem Biberrevier kann die Artenvielfalt geradezu explodieren. Wenn der Bibersee „voll“ ist, sucht sich das Wasser

neue Wege und neue, aus dem Bibersee ablaufende Fließstrecken entstehen. Hier finden dann die Fische, für die das Wasser im Teich zu sehr „steht“, neuen Lebensraum und neue Wanderstrecken. Besonders in den letzten Jahren haben sich die Biberdämme auch zunehmend als Retter in der Trockennot erwiesen. Biberteiche waren oft die letzten Plätze mit Wasser in einem vollständig ausgetrockneten Bachbett. Wie Perlen haben sie die Arten erhalten, die nach dem Regen die wieder laufenden Bäche besiedeln konnten. Auch bei zu viel Regen können Biber helfen. Bei Regenmengen, die „normalerweise“ zu kleineren Hochwassern führen können, speichern Biberflächen Wasser, bringen es in die Breite, verlangsamen so den Hochwasserabfluss und kappen die Spitze.

Die zweite Aktivität, das Fällen von Bäumen für Nahrung und Baumaterial, lichtet den Uferwald auf, bringt Sonne an den Boden, ändert das Mikroklima und schafft offene Sukzessionsflächen unterschiedlicher Größe. Die nicht genutzten Baumstämme oder nur benagte und nicht umgefallene Bäume schaffen Totholz. Ins Wasser gefallene Bäume bieten Unterstand für Fische, die in Bächen mit Biberseen in höherer Artenzahl als im „nur“ fließenden Bach vorkommen. Vor allem an kleineren Gewässern spielt auch die dritte Aktivität, das Graben von Röhren und Bauen in die Ufer, eine größere Rolle. Das Graben schafft Angriffsflächen für Wasser; es können untergrabene Ufer abbrechen und neue Mäander entstehen, die Struktur der Ufer erhöht sich.

Insgesamt führen all die beschriebenen Aktivitäten des Bibers dazu, dass in den von ihm besiedelten Bereichen ein reichhaltiges und dynamisches Mosaik von Lebensräumen entsteht, von dem nicht nur viele Tier- und Pflanzenarten profitieren können, sondern auch wir Menschen. So kommen in vom Biber gestalteten

## „In einem Biberrevier kann die Artenvielfalt geradezu explodieren.“

### RECHTLICHER STATUS DES BIBERS

Biber sind nach dem Bundesnaturschutzgesetz, das entsprechendes EU-Recht umsetzt, besonders und streng geschützt. Dieser Schutz ist aber nicht absolut. Zur Abwehr von erheblichen Schäden sind Ausnahmen möglich, die entweder in einer artenschutzrechtlichen Ausnahmeverordnung geregelt sind, oder im Einzelfall von der Unteren Naturschutzbehörde genehmigt werden.

### SCHÄDEN UND LÖSUNGEN

Biber fragen bei ihren Tätigkeiten nicht nach Genehmigungen, Baumschutzverordnungen oder danach, wem eine Fläche gehört. Sie sind da eher Anarchisten. Da sie ihre landschaftsgestaltenden Aktivitäten auch auf vom Menschen genutzten Flächen entfalten, führt dies oft zu Konflikten mit den menschlichen Landnutzern. Biber fressen Feldfrüchte, gerne Getreide, Mais und Zuckerrüben, unterminieren Äcker und Wege, legen Baue und Röhren in Hochwasserschutzdeichen und Kläranlagen an, überstauen Wiesen und Äcker, fällen Nutzholz, siedeln in Dörfern und Städten und

bedienen sich in Gemüsegärten und an Obstbäumen. Von 1988 bis 1992 wurde in Bayern ein Konzept für die Lösung dieser Konflikte erarbeitet. Es zeigte sich, dass die Biber nicht ganz Bayern unter Wasser setzen können, sondern Probleme fast ausschließlich in einem 20 Meter schmalen Streifen entlang der Gewässer auftraten.

Hier setzt auch die Lösung der meisten Probleme mit dem Biber an: ungenutzten Raum am Gewässer schaffen. Denn ein Bach ohne Uferflächen ist kein Bach, sondern nur ein Wasserabflussgerinne. Diesen Raum brauchen weniger die Biber (diese kommen auch ohne Uferstreifen vor), sondern wir Menschen: Die Flächen puffern den Eintrag von Dünge- und Pflanzenschutzmittel in die Gewässer, bieten Lebensraum für viele vom Aussterben bedrohte Tier- und Pflanzenarten und können als Rückhalteflächen dem Hochwasserschutz ebenso wie zur Grundwasserneubildung dienen.

Wie jeder weiß, sind Flächen nicht billig, aber: Sie stehen eigentlich zu hunderten und tausenden Hektar in jedem Landkreis zur Verfügung. Vom Steuerzahler mit Milliarden Euro bereits gekauft. Sie sind nur nicht mehr zu sehen, sondern werden von Anliegern und Landnutzern einfach ungefragt genutzt: Uferstreifen, nicht mehr genutzte Feldwege, ganze Ausgleichsflächen – alles verschwindet unter dem Pflug. Auch private Swimmingpools und luxuriösere Grillflächen auf den Uferstreifen des Wasserwirtschaftsamts sind keine Ausnahmeerscheinung. Allein mit diesen Flächen ließen sich durch Rückforderung und Tausch in jedem bayerischen Landkreis für 100 bis 150 Biberreviere 20-Meter-Streifen rechts und links am Gewässer anlegen, ohne dass irgendjemand einen Quadratmillimeter Fläche hergeben müsste. Auch Geld würde zur Verfügung stehen: Warum jedes Jahr Milliarden Euro für Hochwasserschäden ausgeben, wenn mit

einem Bruchteil des Geldes genügend Flächen gekauft werden könnten, auf denen das Wasser stehen kann – anstatt in Dörfern und Städten. Es fehlt nicht ein Cent an Geld, es fehlt der politische Wille. Und wenn ein Drittel der bei uns produzierten Lebensmittel auf dem Müll landet (weniger der Fehler der Landwirte, sondern von uns allen, dass die Agrarsubventionen also genau dort landen), warum nicht den Landwirten das Geld geben, damit sie die Flächen für Hochwasserrückhaltung zur Verfügung stellen, anstatt Müll zu produzieren? Auch Ökokonto, Ersatzgelder für Funkmasten und Windräder und Förderprogramme in Landwirtschaft und Naturschutz bieten Gelder für Flächenkauf und -stilllegung und nachfolgende Gestaltung durch Biber, wo nötig und möglich.

Aber es ist klar, dass es länger dauern wird, solche Naturflächen an Gewässern zu schaffen. Die heutige intensive Nutzung ist auch nicht von heute auf morgen, sondern über Jahrzehnte entstanden. Und es geht sicherlich auch nicht überall: Wo Siedlungen, Gewerbegebiete, Straßen oder Bahnanlagen nahe am Wasser liegen, sind ungenutzte Flächen kaum möglich.

Daher wurde eine große Palette von Einzelmaßnahmen entwickelt, um Konflikte mit dem Biber auszugleichen oder, noch und viel besser, von vornherein zu verhindern. Dazu gehören der präventive Schutz von Gehölzen mit Drahtthosen oder Schutzanstrich, die Biberdammrainagen oder das Absenken von Biberdämmen, Elektrozäune gegen Fraßschäden an Feldfrüchten und gegen Biber im Garten, Durchlasssperran Röhren und Unterführungen oder der Einbau von Drahtgittern in Deiche, Dämme und andere Ufer gegen Unterminierung. Letzteres hilft nicht nur gegen den Biber, sondern gegen alle grabenden Arten, wie Dachs, Fuchs, Nutria, Kaninchen. Für den Ausgleich von Schäden durch Biber steht in manchen Bundes-

ländern ein Fonds zur Verfügung, der vor allem Personen, die von den Flächen leben müssen – etwa Land-, Forst- und Teichwirten –, eine Hilfe bietet. Wo ernste Schäden zu erwarten sind und keine andere Abhilfe möglich ist, können Biber entfernt werden. In der Praxis geschieht dies durch direkten Abschuss oder, da am effektivsten, meist mit Fallen. Die gefangenen Tiere werden, da kaum noch Nachfragen für Wiedereinbürgerungen in anderen Ländern bestehen, getötet und dürfen verwertet werden.

### UNWISSEN SCHAFFT KONFLIKTE

Ein wesentlicher Punkt bei der Lösung von Biberkonflikten, aber auch bei allen Biberfragen, ist die Öffentlichkeitsarbeit. Biber waren lange bei uns verschwunden, und das Wissen über Biber ist oft nur gering – wenn überhaupt vorhanden. Dieses fehlende oder mangelnde Wissen über Biber und über Lösungsmöglichkeiten bei Konflikten ist oft auch schon der Grund für die „Konflikte“. Wenn der Angler weiß, dass der Biber seine Fische nicht frisst („Der frisst Fische“ – eine noch oft gehörte Meinung), sondern der ins Wasser gefällte Baum ein geschützter Unterstand für Fische ist, ist der Konflikt mit dem Biber kein Konflikt mehr. Der Biber wird vom Problem zum Helfer. Und wenn der Gartenbesitzer weiß, dass er Baumschutzgitter beim Landratsamt kostenlos bekommt, muss er nicht zunehmend verärgert zuschauen, wie ein Obstbaum nach dem anderen dem Biber zum Opfer fällt. Einen Baum gleich aufzuräumen, wenn er vom Biber gefällt ist, führt nur dazu, dass der Biber den nächsten Baum fällt. Er braucht die Nahrung. Und der Mensch sorgt mit seiner „Aufräumitis“ dafür, dass der Biber sehr viel mehr Bäume fällen muss, als er eigentlich braucht. Um dieses Wissen in der Öffentlichkeit, besonders aber bei den Betroffenen zu vermitteln, gibt es zahlreiche Möglichkeiten: Vorträge, Führungen, Ausstellungen, Bücher und Broschüren zu allen

Aspekten des Bibers. Und wer macht's? Das „Bibermanagement“. Dabei handelt es sich um die Gesamtheit aller Leute, die bei Konflikten vermitteln, Maßnahmen vorschlagen und mit Betroffenen zusammen umsetzen, Fördermittel suchen und über den Biber informieren. Dies sind die für den Biber zuständigen Naturschutzbehörden, aber auch die inzwischen in fast allen Bundesländern ehrenamtlich tätigen örtlichen Biberberater, die fachlich ausgebildet werden und die

Behörden unterstützen. Dazu noch, wo eingesetzt, die Bibermanager, die überörtlich bei größeren Konflikten tätig werden. Alle diese Menschen sind tätig, nicht um den Biber zu managen (der beherrscht seine Arbeit seit 15 Millionen Jahren ohne Management), sondern das Zusammenleben zwischen Biber und Mensch. Also: bei Fragen und Problemen nicht jammern, sondern beim Bibermanagement vor Ort anrufen.



GERHARD SCHWAB, M. SC.  
Bibermanager Südbayern des Bunds Naturschutz in Bayern e. V.

Gerhard Schwab ist Biologe und studierter Wildtiermanager. Seit 1988 setzt er sich in Bayern für den Biber ein. Seit 1996 ist er als Bibermanager für Südbayern tätig. Im Rahmen dieser Tätigkeit hat er auch 1 000 Biber aus Bayern für Wiedereinbürgerungsprojekte vor allem nach Osteuropa geliefert und etwa ebenso viele örtliche Biberberater mit ausgebildet.

#### LITERATUR

Bayerisches Landesamt für Umwelt (2009): Biber in Bayern. Biologie und Management. LfU, Augsburg.

Bayerisches Landesamt für Umwelt (2009): Artenvielfalt im Biberrevier. Wildnis in Bayern. LfU, Augsburg.

Bayerisches Landesamt für Umwelt (2018). Die Wirkung des europäischen Bibers (*Castor fiber*) auf den natürlichen Wasserrückhalt an ausgewählten Fließgewässern Bayerns. LfU, Augsburg.

Biologische Station im Kreis Düren e. V. (Hrsg.) (2009): Mit dem Biber leben an lebendigen Flüssen und Bächen. 3. Auflage. Nideggen.

BUND NRW (o.J.): Biber in NRW. BUND NRW e. V., Düsseldorf.

Campbell-Palmer, R. et al. (2016): The Eurasian Beaver Handbook: Ecology and Management of *Castor fiber*. Pelagic Publishing. Exeter.

Heidecke, D. und P. Ibe (o.J.): Der Elbebiber. Biologie und Lebensweise. Förder- und Landschaftspflegeverein Biosphärenreservat „Mittlere Elbe“ e. V. Dessau.

Hölzer, G., Habenicht, G. und H.-J. Baschinger (2019): Mit dem Biber leben. Ein Handbuch für Oberösterreich. Oö Umweltschutzwirtschaft. Linz.

Ministerium für Ländliche Entwicklung, Umwelt und Verbraucherschutz des Landes Brandenburg & LfU Brandenburg (2008): Mit dem Biber leben. Potsdam.

Naturpark Dübener Heide (Hrsg.) (o.J.): Bibermanagement in der Dübener Heide. Bad Dübener Heide.

Rosell, F. and R. Campbell-Palmer (2022): Beavers: Ecology, Behaviour, Conservation, and Management. Oxford University Press. Oxford.

Schlüter, J., Schwab, G. und V. Zahner (2008): Lebensraumgestalter mit Konfliktpotential. LWF aktuell 66, 32–34.

Schwab, G. (2014): Handbuch für den Biberberater. Mariaposching. 240 S. [www.Biberhandbuch.de](http://www.Biberhandbuch.de).

Zahner, V., M. Schmidbauer, G. Schwab und C. Angst (2020): Der Biber – Baumeister mit Biss. 2. Auflage. SüdOst Verlag. Regensburg.



# Mehr Respekt für unsere wilden Tiere!

Im Zentrum des politischen Berlins. Auch das bereits sechste Wildtier Forum Berlin fand im Allianz Forum am Pariser Platz in Berlin statt, dem Sitz des Hauptstadtbüros der Deutschen Wildtier Stiftung.  
Impressionen von Ludwig Nikulski





# Können wilde Großtiere in dicht besiedelten Industrielländern überleben?

Deutschland ist ein sehr dicht besiedeltes Land, fast jede Fläche wird wirtschaftlich genutzt. Dennoch liegt es nicht an fehlendem Lebensraum, wenn sich große Wildtiere nicht ausbreiten, sondern vor allem daran, dass der Mensch sie nicht lässt. Die Einstellung der Bevölkerung wird tendenziell wildtierfreundlicher und zunehmend breiten sich auch große Wildtiere wieder aus.

Das Thema, welches mir die Deutsche Wildtier Stiftung vorgegeben hat, möchte ich leicht umformulieren und spreche lieber von großen Wildtieren statt von wilden Großtieren. Ansonsten ist die Frage, ob große Wildtiere in dicht besiedelten Industrieländern überleben können, gerade so grundsätzlich wie sie formuliert ist, tatsächlich sehr spannend. Nach dem, was wir hier bei dieser Tagung bisher gehört haben, wage ich, mein Resümee vorwegzunehmen und zu sagen: Ja, natürlich können große Wildtiere bei uns überleben! Die entscheidende Frage ist nicht, ob sie von ihren biologischen und ökologischen Voraussetzungen her bei uns überleben können, sondern ob wir sie lassen. Ob wir akzeptieren, dass sich diese Tiere weiter ausbreiten und dabei gelegentlich Verhalten zeigen, das unseren Interessen nicht immer entspricht.

Ich möchte einsteigen mit einem kurzen Blick auf Europa und Deutschland als Wildtierlebensraum und kurz die Dynamik einiger großer Wildtierarten beschreiben. Dann werden wir nicht drumherum kommen, ein bisschen über Menschen zu sprechen und was Menschen im Zusammenhang mit Wildtieren bewegt. Am Ende werde ich ein Lernfeld skizzieren, wie wir mit Konflikten, die durch große Wildtiere entstehen, umgehen können.



### GROSSE TIERE WEIT VERBREITET

Europa ist eine durch und durch von Menschen dominierte Region. Ein Blick auf die Verteilung des Human Footprint Index veranschaulicht dies (Cretois et al. 2021, iScience). Gerade in Deutschland nimmt der Mensch einen erheblichen Einfluss auf die Ökosysteme. Wenn man davon ausgeht, dass je natürlicher oder naturnaher eine Landschaft ist, desto besser die Voraussetzungen für Wildtiere sein sollen,

„Je reicher, je gebildeter, je städtischer geprägt eine Bevölkerung ist, desto mehr befürwortet sie den Schutz von Wildtieren.“

dann sieht es für Deutschland nicht gut aus. Trotzdem finden wir in Deutschland wie fast überall in Europa mehrere große Wildtierarten, sowohl große pflanzenfressende Huftiere als auch große Karnivoren, also Fleischfresser. Bei den Huftieren haben wir fast überall in Europa mehrere Arten. Bei den Karnivoren fällt auf, dass zunehmend auch Bereiche wiederbesiedelt werden, die durchaus stark vom Menschen geprägt

sind. Eine aktuelle Übersichtsstudie von Cretois et al. (2021), illustriert das sehr schön. Ganz grundsätzlich kann man feststellen, dass in Regionen wie zum Beispiel Skandinavien, wo weniger Menschen leben und der *human footprint* geringer ist, auch mehr große Wildtiere vorkommen. Aber so einfach ist das nicht. In Lappland zum Beispiel, wo der *human footprint* sehr gering ist, gibt es weite Gebiete, die frei sind von großen Karnivoren, weil die Interessen der dominierenden Landnutzungsform, der Rentierhaltung, ihrer Akzeptanz und damit ihrer Ausbreitung entgegenstehen.

Im Allgemeinen bestätigt sich aber, dass große Wildtiere auch in menschendominierten Regionen fast flächig vorkommen. Die Tatsache, wo wie viele Arten großer Wildtiere vorkommen, hat weniger mit der menschlichen Bevölkerungsdichte zu tun als mit den biophysikalischen Gegebenheiten einer Landschaft. Die Autoren der oben zitierten Übersichtsstudie (Cretois et al. 2021) zeigen das in einer Analyse, die verschiedene erklärende Faktoren gleichzeitig betrachtet: Klima und Relief hatten europaweit die weit größere Erklärungskraft für die Anzahl der vorkommenden großen Wildtierarten als anthropogene Variablen wie der Human Footprint Index. Das heißt aber nicht, dass menschliche Einflüsse nicht auch wichtig wären.

Werfen wir einen Blick auf einige wenige Arten, um zu illustrieren, dass große Wildtiere in den letzten

Jahrzehnten trotz zunehmender menschlicher Überformung der europäischen Landschaften in Verbreitung und Häufigkeit zugenommen haben. Auf Karten aus dem Buch von Deinet et al. (2013) sieht man, wie sich die Verbreitung verschiedener Tierarten in Europa über die Zeit verändert hat. Daran wird deutlich, dass die großen Huftierarten wie Reh, Rothirsch und Wildschwein alle in Europa an Fläche gewonnen haben und heute mit Ausnahme des hohen Nordens flächendeckend vorkommen. Dazu kommt, dass diese Arten nicht nur viel Raum gewonnen haben, sondern auch zahlenmäßig stark zugenommen haben, und zwar auch in Gebieten, die von Menschen stark geprägt sind.

Auch bei den großen Karnivoren sieht man anhand von Verbreitungskarten aus verschiedenen Jahrzehnten (Chapron et al. 2014) eine erstaunliche Entwicklung: Dass wir heute in Deutschland wieder Wölfe haben, war vor wenigen Jahrzehnten nicht vorstellbar. Und sogar im Zentrum des heutigen schwedischen Wolfsvorkommens war an Wölfe nicht zu denken, als ich dort Mitte der 1980er-Jahre gearbeitet habe. Auch wenn wir die schnelle Wiederbesiedlung Europas durch den Wolf nicht erwartet haben, so überraschend ist die Dynamik der europäischen Wolfspopulation aus biologischer Sicht dagegen nicht. Wölfe sind eine Tierart mit einem großen Reproduktions- und Ausbreitungsvermögen; das macht ihnen die Rück-

kehr leichter als den anderen beiden Großkarnivoren, Braunbär und Luchs.

Anhand der vier beispielhaft erwähnten Arten, Reh, Rothirsch, Wildschwein und Wolf, können wir feststellen: Große Huftierarten haben fast überall in Europa zugenommen, sie haben ihre Verbreitungsgebiete vergrößert und gelten mancherorts aufgrund hoher Populationsdichten bereits als problematisch. Und bei den großen Karnivoren und einigen anderen Wildtierarten sehen wir eine Rückkehr, die wir so nicht erwartet haben.

### GUTE HABITATBEDINGUNGEN UND EINSTELLUNGSWANDEL

Warum ist das so? Erstens: Das menschendominierte Europa bietet den großen, überwiegend sehr anpassungsfähigen Wildtierarten sehr guten Lebensraum. Aufgrund der Studien, die es mittlerweile zu dem Thema gibt (Chapron et al. 2014; Cimatti et al. 2020; Linnell et al. 2020), kann man davon ausgehen, dass die Habitatbedingungen für große Wildtiere in Europa trotz menschlicher Überprägung insgesamt sehr gut sind. Die mitteleuropäische Kulturlandschaft, diese Mischung aus Agrarflächen, Grünland, Wäldern und Siedlungen, bietet hervorragenden Lebensraum für Huftiere. Das zeigt sich an den sehr hohen Beständen an Rehen und Wildschweinen in Deutschland, die trotz aller Bemühungen der Jagd weiterhin ansteigen.

Hohe Huftierdichten wiederum schaffen gute Voraussetzungen für große Karnivoren. Förderlich für diese Entwicklung ist auch die in Teilen Europas zunehmende Landflucht; Aufgabe von landwirtschaftlicher Bewirtschaftung und abnehmende Besiedlungsdichte schaffen mancherorts neue Rückzugsräume für Wildtiere, obwohl in Europa insgesamt die Bevölkerungszahlen zunehmen. Der zweite wichtige Punkt ist ein Einstellungswandel zugunsten von Wildtieren. Sozialwissenschaftliche Studien zeigen, dass die Akzeptanz von Wildtieren in der Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat; Tier- und Artenschutz sind uns wichtiger geworden. Damit zusammenhängend haben wir wirksame Rechtsinstrumente geschaffen, die den Artenschutz sehr effektiv unterstützen, und das nicht nur in Deutschland, sondern vor allem auch auf Ebene der EU (zum Beispiel Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie, Vogelschutzrichtlinie, Natura 2000).

Den Punkt Einstellungswandel möchte ich etwas genauer verdeutlichen. In der sozialwissenschaftlichen Forschung zum Wildtiermanagement werden zwei entgegengesetzte Wertorientierungen unterschieden. Die eine Wertorientierung wird als „Dominanz“ und die entgegengesetzte Position als „Mutualismus“ bezeichnet (Fulton et al. 1996; Manfredo et al. 2009; 2020). Dominanz meint eine traditionelle, utilitaristische Sichtweise, die wir vor allem in Teilen der Landbevölkerung noch ausgeprägt finden. Personen mit einer dominanten Wertorientierung gehen davon aus, dass Wildtiere dem Menschen untergeordnet sind, dass Wildtiere da sind, damit wir sie nutzen, und dass wir sie auch töten dürfen und sollen, wenn sie mit menschlichen Interessen in Konflikt kommen. Die entgegengesetzte, mutualistische Wertorientierung geht dagegen davon aus, dass Tiere Rechte haben sollten ähnlich wie Menschen; Wildtiere werden als gleichwertig betrachtet, ihre Nutzung und Tötung wird ab-

gelehnt. Diese Wertorientierungen korrelieren nun mit einigen Indikatoren aus dem sozioökonomischen Bereich. So lässt sich sagen: Je reicher, je gebildeter, je urbaner, also städtischer geprägt eine Bevölkerung ist, desto mehr tendiert sie in Richtung Mutualismus, befürwortet also den Schutz von Wildtieren. Illustrieren lässt sich das an einem amerikanischen Datensatz: Manfredo et al. (2020) haben für jeden US-amerikanischen Bundesstaat den Anteil an mutualistischen Wertorientierungen in der Bevölkerung ermittelt und mit dem durchschnittlichen Einkommensniveau in diesem Bundesstaat in Beziehung gesetzt. Sie fanden einen deutlichen Zusammenhang: Je höher das Einkommen der Bevölkerung, desto größer war der Anteil mutualistischer Wertorientierungen. Je reicher, desto wildtierfreundlicher – obwohl dieser Zusammenhang sicher nicht direkt mit der Verfügbarkeit von Ressourcen zu tun hat. Vielmehr sind das Einkommensniveau und andere sozioökonomische Indikatoren miteinander korreliert; in der Regel hat eine Bevölkerung, die reicher ist, auch ein höheres Bildungsniveau und ist urbaner geprägt. Nun haben Manfredo und Kollegen ihre Erhebungen in den amerikanischen Bundesstaaten methodengleich zweimal durchgeführt, 2004 und 2018. Sie haben festgestellt, dass sich die Wertorientierungen in dieser Zeit überall in Richtung Mutualismus verschoben hatten (Manfredo et al. 2021). Für Wildtiere ist das eine gute Nachricht: Die jüngeren Generationen tendieren offenbar dazu, Wildtieren gegenüber positiver und aufgeschlossener zu sein. Dass das nicht nur für Nordamerika gilt, hat die bei dieser Tagung vorgestellte Allensbach-Umfrage der Deutschen Wildtier Stiftung bestätigt: Auch in Deutschland zeigte sich, etwa beim Thema Wolf, dass jüngere Menschen sich deutlich positiver äußern als ältere. Bei den Jungen überwiegt die Freude über große Wildtiere wie den Wolf, bei den Älteren bleiben dagegen viele skeptisch (Deutsche Wildtier Stiftung 2020).

#### ÜBERREPRÄSENTIERTE KONFLIKTE

Zweifelsohne gibt es dennoch eine Menge Probleme, die große Wildtiere und ihre zunehmende Ausbreitung mitbringen. Mit dem Ärger, den große Wildtiere bei einigen hervorrufen, müssen wir als Gesellschaft umgehen lernen. Diese Probleme sind ernst zu nehmen, selbst wenn die große Mehrheit der Bevölkerung positiv eingestellt ist – aber eben auch nicht direkt betroffen ist, so wie ein Schäfer oder Almbauer.

Zusammenfassend möchte ich festhalten, dass geeigneter Lebensraum nicht das Problem ist, wie man vielleicht hätte meinen können. Dass menschen dominierte Länder wie Deutschland kaum Lebensraum

„Die laute Minderheit, die sich über Wildtiere beklagt, findet schneller Gehör als die wahrscheinlich große, schweigende Mehrheit, die aus Wildtieren Lebensqualität schöpft.“

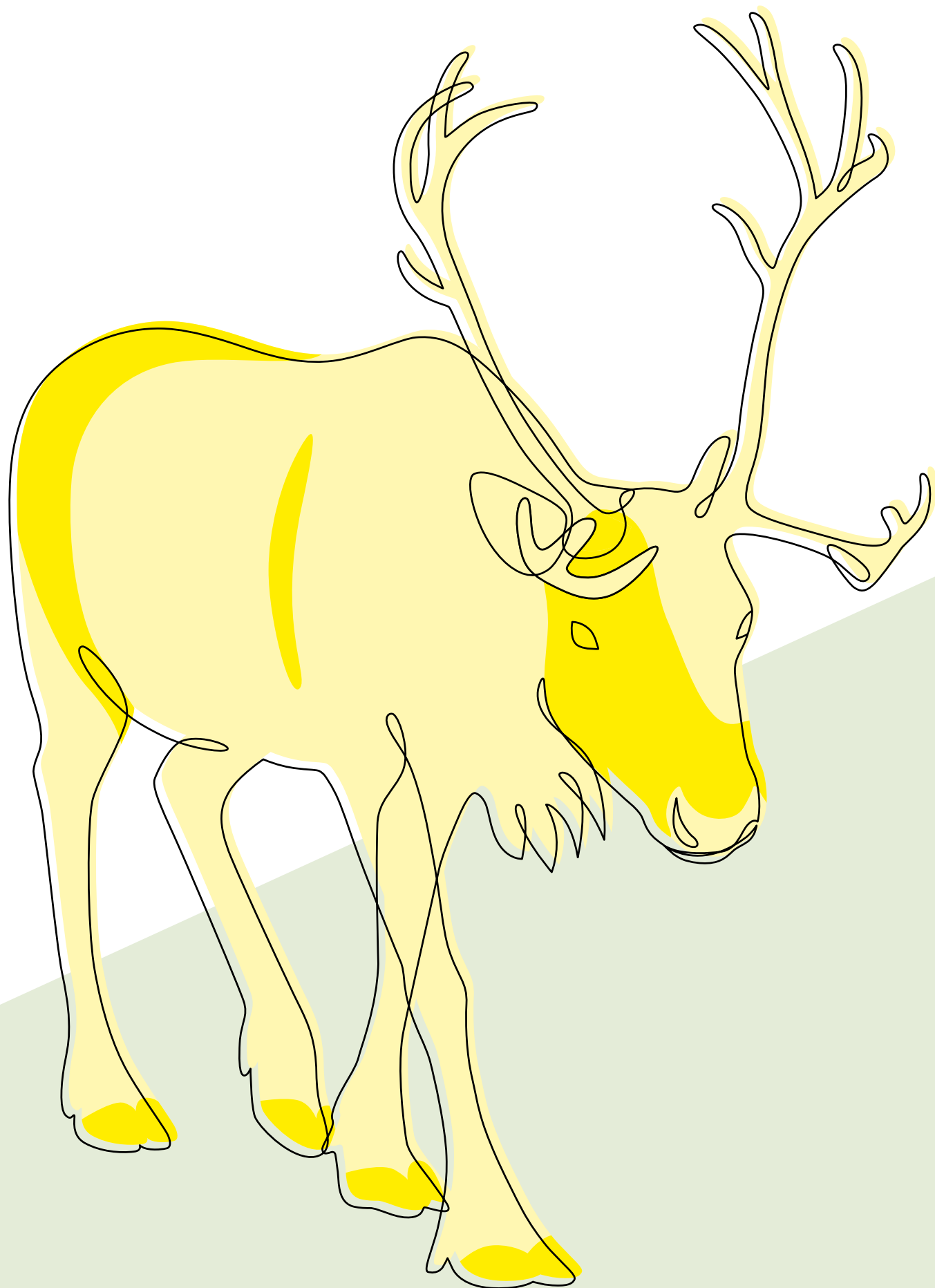
für Wildtiere bieten, war eine lange verbreitete Vorstellung. Für viele Arten ist das auch richtig; kaum aber für die großen Wildtierarten Mitteleuropas, die überaus anpassungsfähig sind. Auch den Biber konnte man sich lange Zeit nur hoch im Norden vorstellen, in menschenleeren Naturräumen. Erst als er dann in bayerischen Dorfbächen und gar Kläranlagen auftauchte, haben wir begriffen, dass der Lebensraum

nicht der Engpass war. Den Lebensraum macht sich der Biber nämlich selber. Ausgestorben war er durch Überjagung, nicht durch Habitatmangel. Natürlich gibt es selbst für anpassungsfähige, mobile Arten in menschen dominierter Landschaft Probleme, etwa Habitatfragmentierung durch Verkehrswege und Balungsräume, die den Austausch zwischen Populationen behindern kann.

Der zweite wichtige Punkt, den es zusammenfassend festzuhalten gilt, ist der Einstellungswandel zugunsten von Wildtieren, der in urbanen Gesellschaften besonders ausgeprägt ist und zudem mit jeder Generation deutlicher wird.

Dennoch haben wir ohne Zweifel immer mehr Konflikte. Gerade auch weil diese großen Wildtierarten zunehmen, empfinden manche Menschen sie zumindest als störend, wenn nicht als problematisch. Die „Problemtiere“ landen dann schnell in der Presse, dominieren die öffentliche Wahrnehmung und beschäftigen die ohnehin überlasteten Behörden. Über das Positive dagegen, die Freude, die viele Menschen über Tierbegegnungen in ihrem Alltag empfinden, wird kaum öffentlich berichtet. So entsteht eine bedenkliche Schieflage: Die laute Minderheit, die sich über Wildtiere beklagt, findet schneller Gehör als die wahrscheinlich große, schweigende Mehrheit, die aus der Existenz von Wildtieren, auch in den Städten, Lebensqualität schöpft. Hierzu fehlen uns Daten. Ich appelliere daher daran, mehr darauf zu achten und, besser noch, wissenschaftlich sauber zu dokumentieren, wie viel Positives von Wildtieren ausgeht, im Kleinen wie im Großen.

Mit den tatsächlichen Problemen, die von direkt Betroffenen auch sehr deutlich geäußert werden, müssen wir umgehen lernen. Bei einigen Arten, wie dem



PROF. DR. ILSE STORCH  
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Ilse Storch ist Professorin für Wildtierökologie und Wildtiermanagement. Neben ihren akademischen Stationen war sie als Gastwissenschaftlerin und Beraterin für Artenschutz und Wildtiermanagement in zahlreichen Ländern in Europa, Asien, Afrika und Nord- und Südamerika tätig. Sie ist Editor-in-Chief der Fachzeitschrift „Wildlife Biology“ und leitete 20 Jahre lang eine IUCN Specialist Group.

Biber, sind wir damit schon recht weit. Wie Gerhard Schwab bei dieser Tagung gezeigt hat, kann unsere Gesellschaft nach 20, 30 Jahren Erfahrung mit einer Tierart mit den von ihr ausgehenden Problemen ganz gut umgehen. Konflikte lassen sich dann ganz gut lösen, weil die Erfahrungen da sind und geeignete Instrumente etabliert wurden. Bei anderen Arten haben wir diese Erfahrungen aber erst ansatzweise, etwa beim Wolf. Leider lässt sich im Wildtiermanagement nicht immer alles aus anderen Ländern übertragen, aber man sollte sich doch anschauen, welche Erfahrungen es gibt, sollte verschiedene Ansätze ausprobieren und die Ergebnisse gut dokumentieren. Insgesamt muss eine Gesellschaft jene ernst nehmen, die sich in ihren Interessen von Wildtieren beeinträchtigt fühlen. Insgesamt rate ich zu einem eher gelassenen Umgang mit dem Thema große Wildtiere, denn geeignete, auf die jeweilige Situation passende und effektive Ansätze für ein Management großer Wildtierarten zu entwickeln und zu etablieren, braucht seine Zeit. Wichtig ist aber, bei Entscheidungen über den Umgang mit den großen Arten nicht nur Wildtierökologen zu fragen, sondern auch Sozialwissenschaftler einzubeziehen, auch in der wissenschaftlichen Begleitung. „Wildtierprobleme“ sind keine Konflikte zwischen Tieren und Menschen, sondern immer Konflikte zwischen verschiedenen menschlichen Interessen. Mein Fazit lautet daher: Ja, große Wildtiere können in Industrieländern wie Deutschland überleben – wenn wir sie denn lassen.

#### LITERATUR

Chapron et al. (2014): Recovery of large carnivores in Europe's modern human-dominated landscapes. *Science*, 346

Cimatti et al. (2021): Large carnivore expansion in Europe is associated with human population density and land cover changes. *Diversity and Distributions*

Cretois et al. (2021): Coexistence of large mammals and humans is possible in Europe's anthropogenic landscapes. *iScience*, 24

Deinet et al. (2013): Wildlife comeback in Europe: The recovery of selected mammal and bird species. Final report to Rewilding Europe by ZSL, BirdLife International and the European Bird Census Council. London, UK: ZSL.

Deutsche Wildtier Stiftung (2020): Wie willkommen sind Wildtiere? Allensbach-Umfrage. [https://www.deutschewildtierstiftung.de/aktuelles/willkommen-wildtier-aber-nur-wenn-du-nicht-stoerst/wtst\\_grafiken\\_print\\_2020\\_ok.pdf](https://www.deutschewildtierstiftung.de/aktuelles/willkommen-wildtier-aber-nur-wenn-du-nicht-stoerst/wtst_grafiken_print_2020_ok.pdf)

Fulton, Manfredo & Lipscomb (1996): Wildlife value orientations: A conceptual and measurement approach. *Human dimensions of wildlife*


Linnell et al. (2020): The challenges and opportunities of coexisting with wild ungulates in the human-dominated landscapes of Europe's Anthropocene. *Biological Conservation*, 244, p. 108500.

Manfredo et al. (2009): Linking society and environment: A multilevel model of shifting wildlife value orientations in the western United States. *Social Science Quarterly*

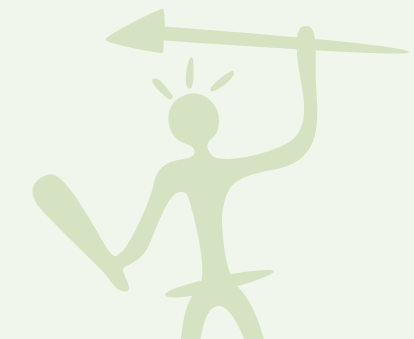
Manfredo et al. (2020): The changing sociocultural context of wildlife conservation. *Conservation Biology*, 34

Venter et al. (2016): Sixteen years of change in the global terrestrial human footprint and implications for biodiversity conservation. *Nature Communication*, 7

# Brauchen wir mehr Wildtiermanagement?



In der Menschheitsgeschichte haben Mensch und Wildtier unter anderem um Beute und Ressourcen konkurriert. Die Rolle von Wildtieren für den Menschen verändert sich laufend. Auch das moderne Wildtiermanagement muss sich weiterentwickeln.



Die Frage, ob wir insgesamt und grundsätzlich mehr Wildtiermanagement brauchen, ließe sich einfach beantworten, vielleicht nicht gerade mit einem klaren „Ja“ oder „Nein“. Sicherlich aber mit einem „Es kommt darauf an“. Dies will ich in diesem Beitrag näher erläutern und möchte dazu weit ausholen. Dazu ist es, ganz traditionell, sicher hilfreich, den Begriff erst einmal zu definieren. Wir wollen daher zunächst die Frage „Was ist Wildtiermanagement?“ beantworten.

Eine ausgesprochen bodenständige und bestechend pragmatische Beschreibung der Optionen des Umgangs mit Wildtieren liefern G. Caughley und A. R. E. Sinclair (1994): „A wildlife population may be managed in one of four ways: 1) make it increase; 2) make it decrease; 3) harvest for a continuing yield; 4) leave it alone but keep an eye on it.“ Diese Definition besticht durch ihre Einfachheit und Klarheit. Ihr Problem liegt allerdings darin, dass sie die Frage der Abundanzen, beziehungsweise der Wildtierdichten, zu sehr in den Vordergrund stellt. Genau das ist, wie wir später noch sehen werden, heute ein Grundproblem im praktischen Wildtiermanagement. Ob wir uns mit dem Rothirsch, dem Wolf, dem Biber, dem Rebhuhn oder Fledermäusen in Deutschland oder mit Löwen, Antilopen oder Elefanten in Ostafrika beschäftigen – nahezu immer wird, im positiven wie im negativen Sinne, auf Abundanzen abgehoben. Dieser Ansatz ist keineswegs falsch. Er ist allerdings unvollständig.

Die Definition von Caughley und Sinclair gibt für sich keinen Hinweis, wie wir zu diesen Handlungsoptionen gelangen, das heißt, wann wir uns tatsächlich dafür entscheiden müssen, eine der genannten Optionen zu wählen, und sie vernachlässigt die Fragen der aktiven Lenkung von Wildtieren, der Vergrämung, des Vermeidens von Leid oder der Erlebbarkeit von Wildtieren – um nur einige Beispiele zu nennen. Eine um-

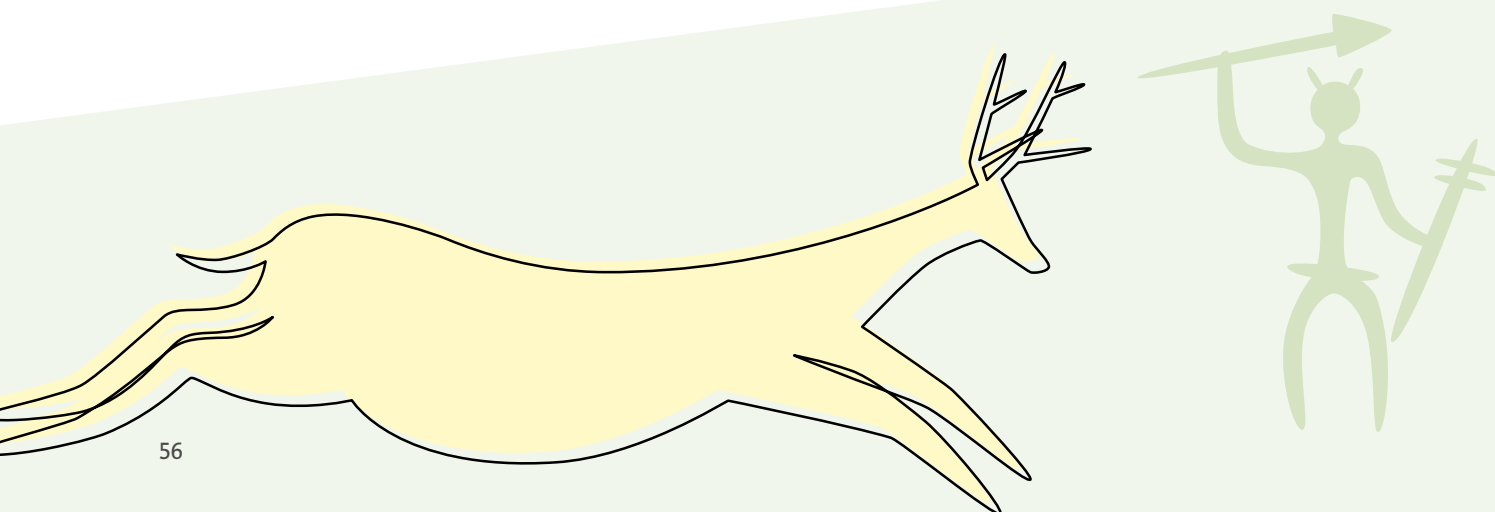
fassende Definition muss folglich inhaltlich deutlich weiter greifen.

Im Zusammenhang mit dem Wildtiermanagement begegnen uns zahlreiche Fachdisziplinen, etwa Biologie und Ökologie, aber auch Jagdwirtschaft, Jagdwissenschaft oder Jagdkunde. Diese unterscheiden sich im Wesentlichen durch das Erkenntnisobjekt beziehungsweise die Erkenntnisobjekte (Herzog 2011, 2019).

Die biologische Basis des Wildtiermanagements ist die Wildtierkunde, also Wildbiologie und Wildökologie. Deren Erkenntnisobjekt ist das Wildtier in seinen Lebensräumen, welches, und das ist die Besonderheit dieses Fachgebiets, als freilebendes Tier einer spezifischen Interaktion mit dem Menschen unterliegt. Die Wildbiologie geht damit weit über eine spezielle Zoologie der Wirbeltiere hinaus. Die Wildtierkunde beschäftigt sich primär mit Arten, welche mit dem Menschen auf spezifische Weise interagieren, beispielsweise vom Menschen genutzt werden, dem Menschen ökonomische Schäden zufügen oder ihn bezüglich Leben oder Gesundheit bedrohen, oder denen der Mensch durch eine besondere Verantwortung, etwa im Rahmen des Artenschutzes, verbunden ist. Dementsprechend befasst sich die Wildtierkunde immer auch mit der humanbiologischen und humanökologischen sowie der soziokulturellen und sozioökonomischen Seite des Mensch-Tier-Verhältnisses. Erkenntnisobjekt ist neben dem Wildtier also immer auch der Mensch.

Mit der Wildtierkunde eng verbundene Gebiete sind demnach Land- und Forstwirtschaft, Jagd, Fischerei und Naturschutz, Tierschutz, Tourismus, Verkehrsweisen, Landschaftsarchitektur und Architektur, Medizin und Pharmakologie, Geschichte, Soziologie, Ökono-





mie, Jura, Ethik und Theologie, um nur die wichtigsten Disziplinen zu nennen. Eine ähnlich breite Ausrichtung eines einzelnen Fachgebiets finden wir selten.

Wildtiermanagement beschreibt – in Anlehnung an gängige Management-Definitionen – Aktivitäten von Personen oder Organisationen (wie Unternehmen, Betriebe, Gemeinden, Behörden, Reviere, Hegegemeinschaften, Schutzgebiete), welche darauf ausgerichtet sind, unter Anwendung naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Methoden bestimmte Ziele im Hinblick auf Wildtiere und deren Interaktion mit dem Menschen (zum Beispiel Konfliktlösung, Schutz, nachhaltige Nutzung) zu erreichen. Damit wird auch klar, dass sich auch das Wildtiermanagement, ebenso wie die Wildtierkunde, nie ausschließlich auf das Wildtier, sondern immer auch auf den Menschen und seine Interessen am Wildtier bezieht. Der Begriff „Wildtiermanagement“ wird häufig synonym zu

Gegensatz zum Begriff der „Jagd“ zu stellen. So äußern die Vertreter mancher Schutzgebiete gelegentlich die These, dass dort keine „Jagd“ mehr stattfindet, sondern lediglich „Wildtiermanagement“. Blickt man allerdings hinter die Kulissen, so wird deutlich, dass oftmals fröhlich und vor allem wenig nachhaltig gejagt wird. Ähnliches gilt für den Begriff der „Wildtierregulation“, gelegentlich auch – sprachlich gewöhnungsbedürftig – „Wildtierregulierung“ genannt (Pusch 2014). Auch hier sehen wir eine lediglich semantische Abgrenzung der Begriffe, welche der Realität, nämlich einer (oftmals nicht nachhaltigen) Reduktion, kaum gerecht wird. Betrachten wir das Verhältnis von „Wildtiermanagement“ und „Jagd“ zueinander, so erkennen wir, dass einerseits (nachhaltige) Jagd durchaus Teil von Wildtiermanagementkonzepten sein kann. Umgekehrt ist Wildtiermanagement immer auch Teil nachhaltiger Jagd.

Bevor wir uns einigen Fallbeispielen zum Wildtiermanagement widmen, sei im Folgenden kurz dargestellt, wie sich das Verhältnis zwischen Mensch und Wildtier im Laufe der Menschheitsgeschichte entwickelt hat, welche Rolle Wildtiere für uns Menschen spielten und spielen.

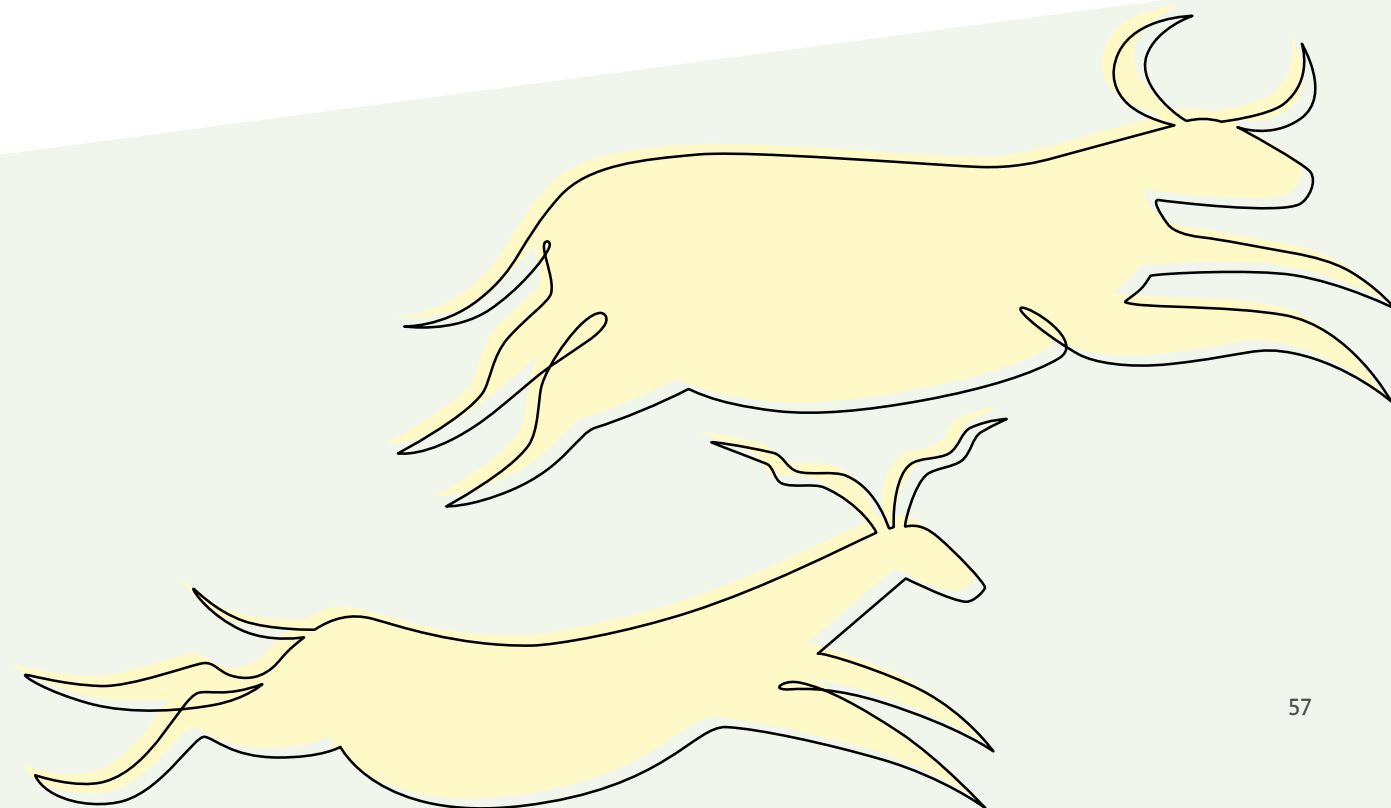
#### GEMEINSAME EVOLUTION

Bereits vor rund vier Millionen Jahren mussten sich frühe Hominiden in den afrikanischen Savannen mit Wildtieren auseinandersetzen. Im Verlauf der Jahrhundertauf tausende wurden diese Interaktionen zahlreicher und intensiver. Frühe Jägerkulturen vor etwa zwei Millionen Jahren nahmen zunehmend Einfluss auf Wildtiere. Gleichzeitig beeinflussten die Wildtiere auch die Entwicklung und Evolution unserer menschlichen Vorfahren. In beiden Fällen reicht der Einfluss, wie aktuelle Untersuchungen zeigen, deutlich weiter als bislang angenommen.

## Die biologische Basis des Wildtiermanagements ist die Wildtierkunde, also Wildbiologie und Wildökologie.“

„Wildbewirtschaftung“ verwendet. Auch das ist nicht falsch, doch beschränkt sich der Begriff der Wildbewirtschaftung im allgemeinen Sprachgebrauch eher auf die dem Jagdrecht unterliegenden Arten.

Gelegentlich wird darüber hinaus versucht, den Begriff „Wildtiermanagement“ in einen konstruierten



#### WILDTIERE ALS PRÄDATOREN

Wildtiere waren immer Nahrung, aber auch Nahrungskonkurrenten für die Menschen. Allerdings können wir davon ausgehen, dass Menschen, wie andere Primaten auch, von Anfang an auch regelmäßig Beute großer Prädatoren, etwa Großkatzen, waren, denen frühe Hominiden in der afrikanischen Savanne vermutlich nicht selten zum Opfer fielen.

Bis ins Mittelalter und die beginnende Neuzeit gab es auch in Mitteleuropa immer wieder Übergriffe großer Prädatoren auf Menschen unter bestimmten Rahmenbedingungen. Dabei spielte in der Vergangenheit häufig das Auftreten unbestatteter Leichen, etwa während Kriegen oder Seuchenzügen, eine Rolle. Prädatoren lernten schnell, dass einzelne Menschen eine leichte Beute sind. Bis in die Gegenwart kommt es in Einzelfällen vor, dass Wildtiere den Menschen gezielt als Nahrungsquelle nutzen, – „man eaters“, wie etwa im Fall der Tiger in den Sunderbans, einem von Mangrovenwald gekennzeichneten Flussdelta in der Bucht von Bengalen.

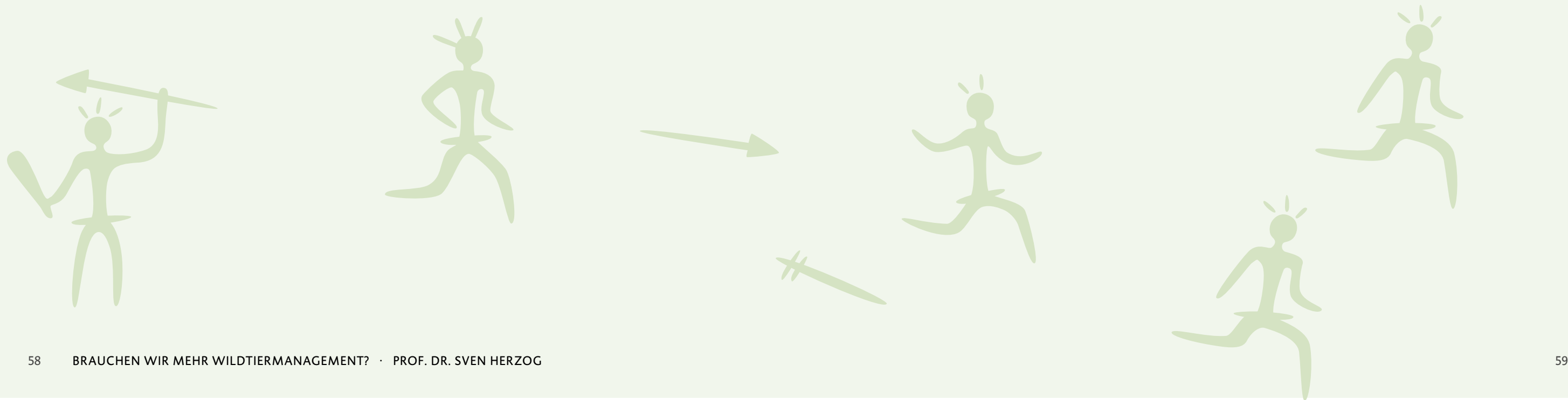
#### WILDTIERE ALS KONKURRENTEN UM RESSOURCEN

Viel häufiger allerdings traten und treten Wildtiere als Konkurrenten des Menschen um Ressourcen in Erscheinung. Ursprünglich handelte es sich vor allem um Nahrungskonkurrenz, also unmittelbare Konkurrenz mit Prädatoren und Aasfressern um Kadaver oder, später zur Zeit der Jägerkulturen, um Beutetiere. Mit Beginn der Sesshaftigkeit und des Ackerbaus traten zunehmend die herbivoren Arten, also die großen Pflanzenfresser, als Konkurrenten in den Vordergrund. Unter den Bedingungen der beginnenden Weidewirtschaft entstand die mittelbare, indirekte Nahrungskonkurrenz der Wildtiere zum Weidevieh, welche in zahlreichen Regionen der Erde, etwa in den Savan-

nen Ostafrikas, bis heute zu beobachten ist. Mit der Wiederausbreitung des Wolfs beobachten wir heute wieder zunehmend das Erbeuten von Weidetieren. Dieses Phänomen stellt nur in sehr indirektem Sinne eine Nahrungskonkurrenz dar, da Weidehaltung insbesondere kleiner Huftiere (vor allem Schafe und Ziegen) heute nicht mehr nur allein der Produktion von Fleisch und Milch dient, sondern vielfältige Aufgaben, etwa im Rahmen der Landschaftspflege – man denke nur an die Beweidung von Deichen – und im Artenschutz, erfüllt.

#### WILDTIERE ALS BEUTE

Mit dem Auftreten echter Jägerkulturen wurden Wildtiere zunehmend auch zu Beuteobjekten des Menschen. Diese Rolle spielen Wildtiere bis heute. Die Subsistenzjagd, welche Wildtiere zum Erwerb von Nahrungsmitteln und anderen Gütern des täglichen Bedarfs nutzt und dafür auch zwingend erforderlich ist, findet sich seit Beginn der Menschheitsgeschichte. Wir gehen heute davon aus, dass diese mit den Australopitheciden vor rund vier Millionen Jahren ihren Anfang nahm. Als Gemischtköstler waren sie vermutlich auf regelmäßigen Fleischkonsum beziehungsweise Konsum tierischen Proteins angewiesen, doch sie erbeuteten dieses noch nicht durch selbstständiges Jagen größerer Tiere. Vermutlich fingen diese frühen Menschen einerseits regelmäßig Kleintiere und versuchten, durch Teilhabe an der Beute großer Prädatoren zusätzlich an tierisches Protein zu gelangen. Dennoch, auch wenn das Erbeuten von Kleintieren durchaus „Jagd“, etwa im Sinne der Definition K. Lindners (1937) bedeutet, bildeten diese frühen Menschen sicher keine „Jägerkulturen“ im engeren Sinne, wie wir sie etwa beim Neandertaler oder Cro-Magnon-Menschen, aber – deutlich früher – etwa auch beim Homo habilis (lebte vor etwa 2,1 bis 1,5 Millionen Jahren) vorfanden.



Der damals schon bipedale, also aufrecht gehende Mensch hatte zwei wichtige Eigenschaften, die ihn bei dieser Art des Nahrungserwerbs unterstützten: Der aufrechte Gang in Verbindung mit einer hohen Leistungsfähigkeit des Auges ermöglichte es, in offenen Savannenlandschaften weit zu blicken und, etwa durch die Beobachtung kreisender Geier, leicht zu erkennen, wo vor Kurzem ein Wildtier gerissen worden oder gerade am Verenden war. Menschen sind des Weiteren außerordentlich gute und ausdauernde Läufer. Keine andere Primatenart wäre etwa in der Lage, eine Marathondistanz zu laufen. Damit waren die frühen Menschen als Savannenbewohner in der Lage, die Nahrungsressource Fleisch in einem vergleichsweise frischen Zustand zu erlangen. Das Hauptproblem dürfte es gewesen sein, den Leoparden, Löwen oder die Hyäne von ihrer Beute zu verjagen, ohne selbst zur Beute zu werden (vgl. Herzog 2019).

Relativ sicher wissen wir, dass sich seit rund zwei Millionen Jahren zunehmend echte Jägerkulturen herausbildeten, die in der Lage waren, auch Beutetiere, die deutlich größer und stärker waren als sie selbst, zu erlegen. Voraussetzung dafür war die Evolution verschiedener Schlüsselfähigkeiten. Dazu gehörte etwa die Entwicklung von Sprache und Hierarchien, sodass größere Tiere im Zusammenwirken zahlreicher Gruppenmitglieder erbeutet werden konnten. Auch die Nutzung des Feuers war eine Schlüsselqualifikation. Durch Braten konnte Fleisch deutlich besser aufgeschlossen und als zentrale Nahrungsressource genutzt werden. Mittlerweile ist auch gut belegt, dass ein Mindestanteil tierischer Proteine an der Nahrung signifikant zur Evolution menschlicher Gehirnleistungen beigetragen hat. Dies wäre aber ein eigenes Thema, das hier nicht vertieft werden soll. Die Subsistenzjagd trat erst mit Beginn der Sesshaftigkeit, verbunden mit Ackerbau und Haustierhaltung, in den Hintergrund.

#### „AHNE UND BRUDER“

Typisch für uns Menschen ist die Selbstreflexion, die Entwicklung des „Ich-Bewusstseins“ und damit verbunden auch die Entwicklung von Jenseitsvorstellungen. Frühe Hominiden und selbst Homo sapiens lebten über Jahrhunderttausende in natürliche Vorgänge eingebunden als Teil der Natur. Die strenge Trennung zwischen „Mensch“ und „Tier“, wie sie später durch die drei großen Religionen der Schrift entwickelt wurde, kannten die Menschen bis dahin nicht. Somit können wir davon ausgehen, dass Menschen und Tiere als selbstverständlicher Teil sowohl der diesseitigen Welt als auch einer anderen Welt im Jenseits gesehen wurden. Die frühen Jäger mussten somit auch davon ausgehen, dass ihnen der erlegte Bär oder das erlegte Ur oder Mammut post mortem im Jenseits wieder begegnete. Für eine Jägerkultur war es daher zwingend erforderlich, durch entsprechende Rituale der Wertschätzung und der Apologie die getöteten Tiere für das Jenseits nachsichtig zu stimmen.

Hier liegen wichtige Wurzeln der Evolution der Religion (vgl. Herzog 2019). Bis in die Neuzeit künden Phänomene wie etwa der Totemismus von dieser frühen Entwicklung, und auch die Ehrung des erlegten Tiers durch das wertschätzende Aufbewahren der „Trophäen“ durch den heutigen Freizeitjäger ist ein Ritual, welches zeigt, wie eng selbst heutige Menschen noch mit der Denkweise unserer frühen Vorfahren verbunden sind.

#### HAUSTIERE

Spätestens seit dem Neolithikum bilden Haustiere in zunehmendem Maß einen entscheidenden Teil der Lebensgrundlagen des Menschen. Der allmähliche Übergang von nomadischen Jägervölkern zu Sesshaftigkeit und Ackerbau, aber auch zum Hirtennomadentum, war untrennbar mit der Domestikation der Wie-

derkäufer (insbesondere Schaf, Ziege, Rind, Yak und Kamel) und Wildschweine verbunden. Die Domestikationsgeschichte des Hundes als weltweit wohl am weitesten verbreitetes Haustier begann vermutlich noch deutlich früher. Hier gehen wir davon aus, dass erste Schritte zur Domestikation bereits bei den eiszeitlichen nomadischen Jägergruppen liegen, denen, davon ist auszugehen, Wolfsrudel regelmäßig lose folgten, um von den Resten der Jagdbeute zu profitieren (vgl. Zimen 1990, Hemmer 1983). Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass Domestikation grundsätzlich von Zähmung zu unterscheiden ist und einige wesentliche, klar definierte Voraussetzungen erfor-

weise kann man den Schutz von Tierarten letztlich auch als eine weitere Form der Nutzung der Tiere interpretieren. Auch der – vordergründig ethisch motivierte – Schutzgedanke entspricht letztlich anthropozentrischen Erwägungen, unabhängig von den später zu diskutierenden Begründungen für den Artenschutz.

Eine erste gesellschaftliche Wahrnehmung erfuhr der Artenschutz, gemeinsam mit dem Tierschutz, gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Kontext der Aufklärung. So gilt beispielsweise Jean-Jacques Rousseau als einer der frühen Wegbereiter des Tier- und Artenschutzes. Diese letztlich der Aufklärung und dem Pietismus entstammenden Gedanken resultierten Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts in umfangreichen organisierten Natur- und Artenschutz-, aber auch Tierschutzbestrebungen und entsprechenden Rechtsvorschriften.

In engem Zusammenhang mit diesen Ansätzen steht auch die Rolle der Wildtiere als Projektionsfläche für naturromantische Vorstellungen und die latente Sehnsucht einer urbanen Gesellschaft nach dem Wilden und Ursprünglichen. Die inflationäre Verwendung des Begriffs „Wildnis“ zeigt dies ebenso wie etwa die gelegentlich kultartige Verehrung der großen Prädatoren.

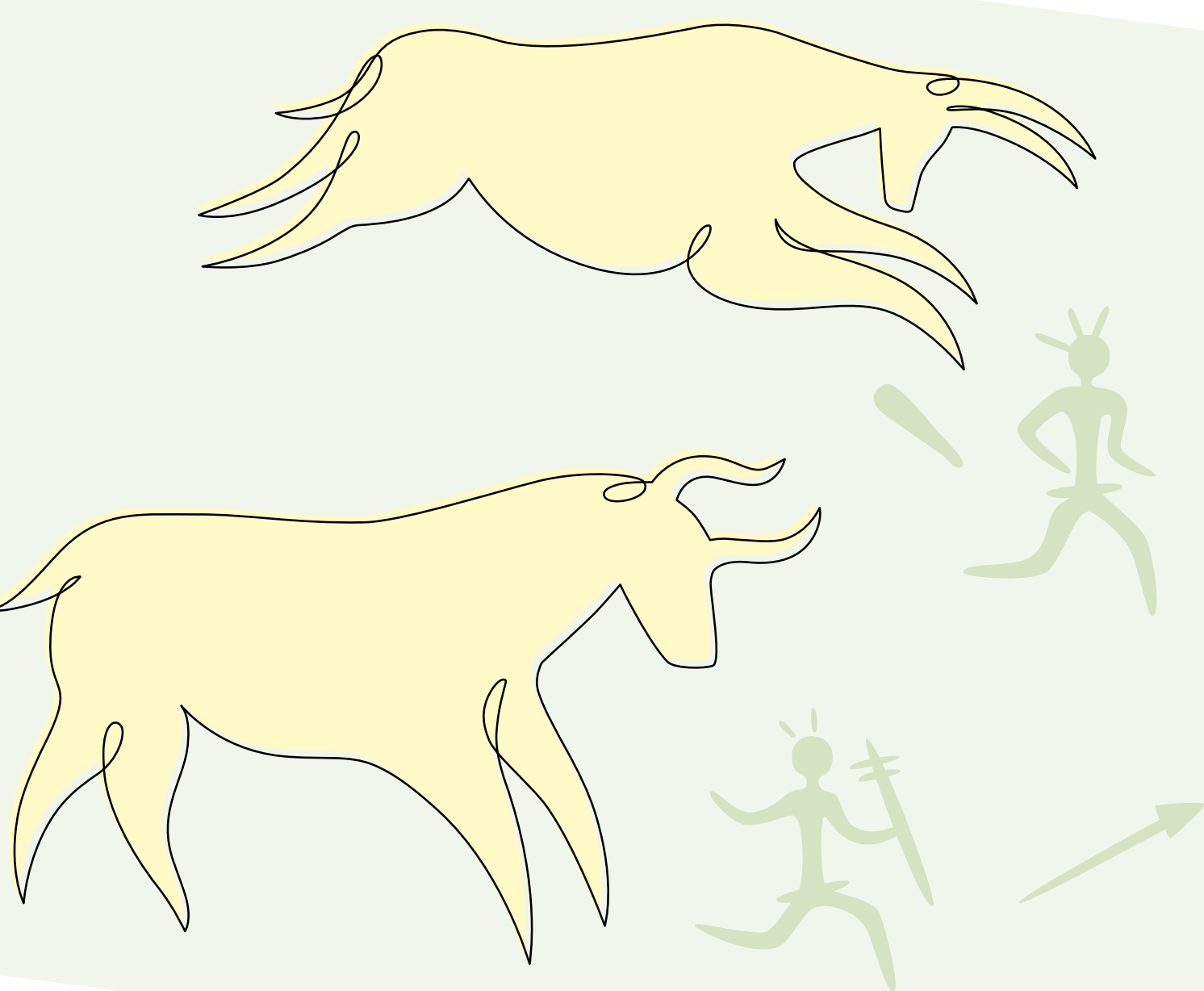
Wann das Phänomen „Wildtiermanagement“ zumindest in Ansätzen erstmals zu beobachten war, liegt im Dunkel der Geschichte. Vermutlich haben die Jägerkulturen der jüngsten 100 000 Jahre bereits einen Bezug zu ihren Beutetieren gepflegt, der über das reine Jagen und Töten hinausging. Neben entwickelten Jagdstrategien ist es vor allem das Einbeziehen von Wildtieren in religiöse Rituale, das auf einen differenzierten, hochentwickelten und zielorientierten Umgang mit Wildtieren schließen lässt.

## „Wildtiere dienen auch als Projektionsfläche für naturromantische Vorstellungen und die Sehnsucht einer urbanen Gesellschaft nach dem Wilden.“

dert. Dies ist insbesondere der gezielte und langfristige Eingriff in das Paarungssystem einer Art im Rahmen der Haltung in menschlicher Obhut. So sind verschiedene Haustiere, etwa die im ländlichen Raum lebende Hauskatze Mitteleuropas oder das Ren Skandinaviens, nicht als domestiziert im engeren Sinn anzusehen.

#### OBJEKT DES TIER- UND ARTENSCHUTZES

Artenschutz gilt als eine vergleichsweise neue Form der Interaktion mit Wildtieren. Je nach Betrachtungs-



### DREI AKTUELLE BEISPIELE

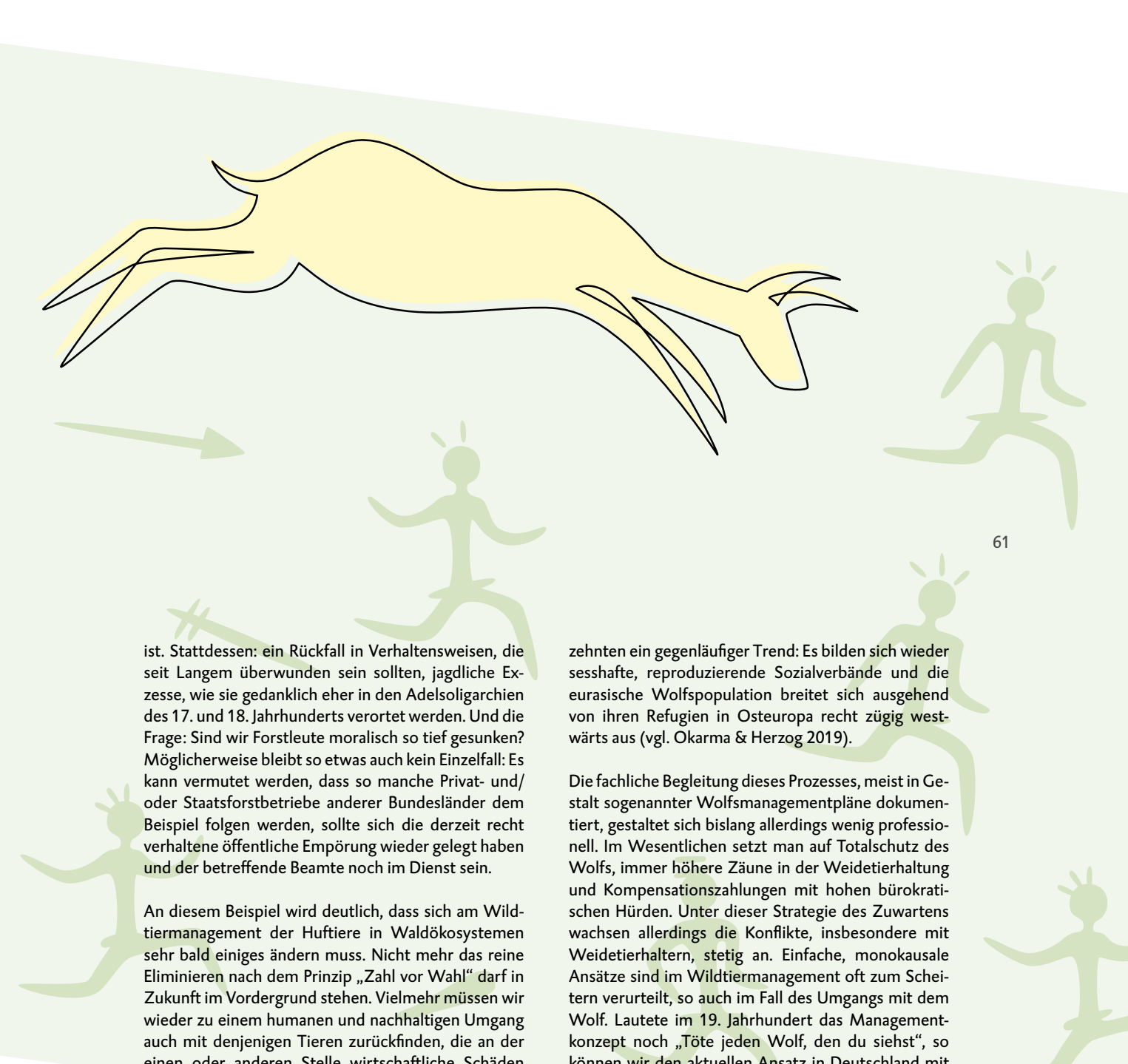
Wenn wir uns einmal die aktuelle Situation der Wildtiere und unseren Umgang mit diesen Tieren in unserer Landschaft ansehen, so finden sich leicht einige Beispiele, die ganz aktuell zeigen, ob und wo sich am Umgang mit Wildtieren etwas ändern sollte.

#### Rothirsch und Reh

Ein in der Fachöffentlichkeit seit Jahrzehnten immer wieder aufs Neue diskutiertes Thema ist die Frage der wildlebenden Huftiere, insbesondere Rehe und Rothirsche, in Waldökosystemen. „Es ist nicht dringlich zurzeit, den Hirsch zu schonen. Es ist dringlich zurzeit, den Hirsch zu schießen“, rief uns am Heiligabend 1971 der Umweltjournalist Horst Stern in seinen „Bemerkungen über den Rothirsch“ zur besten Sendezeit zu. Ein fatales Missverständnis war die Folge: Von nun an und bis heute glaubten und glauben insbesondere viele Forstleute, dass man nur hinreichend viele Rothirsche schießen müsse, um die jeweils aktuellen Probleme des Waldes zu lösen.

Ein für die Situation sehr bezeichnendes Beispiel finden wir ganz aktuell in Sachsen (Freie Presse vom

27.10.2021). Unter der Überschrift „Trotz Kritik: Sachsenforst setzt auf Drückjagd zum Schutz junger Bäume“ wird eine Aussage eines leitenden Beamten des Staatsbetriebs Sachsenforst folgendermaßen wiedergegeben: „... Inzwischen gebe es im April und Mai 35 Drückjagden. Im Juni und Juli herrsche absolute Ruhe im Staatswald. Der August und September sei Gemeinschafts- und Einzelansitz vorbehalten, ehe es von Oktober bis Januar zwei- bis dreimal pro Woche auf Drückjagden gehe ...“. Man stelle sich das bildlich vor: 35 Drückjagden im April und Mai in einem einzigen Forstbezirk. Tiere, die um diese Zeit Ruhe benötigen, massiv beunruhigt. Hochträchtige Tiere, von Hunden gehetzt. Ricken und Rottiere, die gerade ihr Kitz oder Kalb gesetzt haben, in Panik versetzt. Wenn man das liest, ist man zunächst geneigt, es nicht zu glauben, dies für Fake News zu halten. Oder man denkt an einen fachlich überforderten Journalisten, der da etwas missverstanden hat. Aber was, wenn der Mitarbeiter des Staatsforstbetriebs doch richtig zitiert wurde? Was für ein Mindset müssen Menschen haben, die sich so etwas ausdenken? Wohlgemerkt, es handelt sich um einen staatlichen Forstbetrieb, der eigentlich zur vorbildlichen Jagdausübung verpflichtet



ist. Stattdessen: ein Rückfall in Verhaltensweisen, die seit Langem überwunden sein sollten, jagdliche Exzesse, wie sie gedanklich eher in den Adelsoligarchien des 17. und 18. Jahrhunderts verortet werden. Und die Frage: Sind wir Forstleute moralisch so tief gesunken? Möglicherweise bleibt so etwas auch kein Einzelfall: Es kann vermutet werden, dass so manche Privat- und/oder Staatsforstbetriebe anderer Bundesländer dem Beispiel folgen werden, sollte sich die derzeit recht verhaltene öffentliche Empörung wieder gelegt haben und der betreffende Beamte noch im Dienst sein.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass sich am Wildtiermanagement der Huftiere in Waldökosystemen sehr bald einiges ändern muss. Nicht mehr das reine Eliminieren nach dem Prinzip „Zahl vor Wahl“ darf in Zukunft im Vordergrund stehen. Vielmehr müssen wir wieder zu einem humanen und nachhaltigen Umgang auch mit denjenigen Tieren zurückfinden, die an der einen oder anderen Stelle wirtschaftliche Schäden verursachen. Eine Gesellschaft, in der es der Begriff „Tierwohl“ bis auf die Verpackungstexte der Lebensmitteldiscounter geschafft hat, wird es langfristig nicht tolerieren, dass wir mit Wildtieren in dieser Form umgehen. Ein intelligentes, hochwertiges Huftiermanagement in Waldökosystemen tut not. Die Methoden und Werkzeuge existieren seit Langem, wir müssen sie nur anwenden (Meißner et al. 2012, Herzog 2019).

#### Wolf

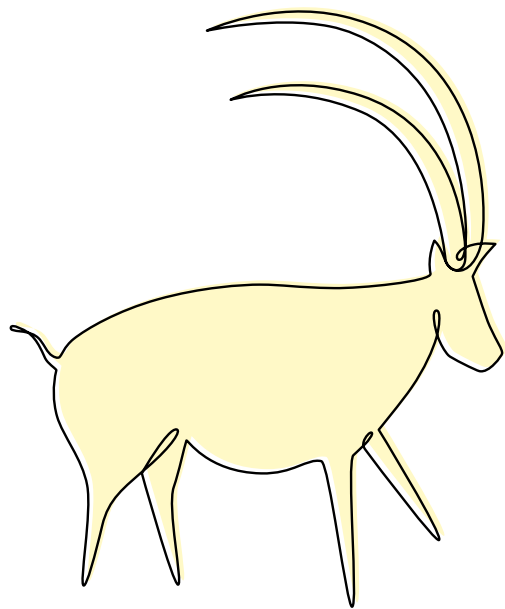
Wohin eine derartige Einstellung, die Wildtiere im Wesentlichen als Schädlinge betrachtet, führt, sehen wir am Beispiel der großen Prädatoren. Nachdem es etwa durch konsequente Verfolgung von Wölfen in Mitteleuropa bis ins frühe 20. Jahrhundert und eine ebenfalls deutliche Reduktion ihrer Beutetiere nach 1848 gelungen war, den Wolf in weiten Teilen Mitteleuropas auszurotten, findet sich seit etwa zwei Jahr-

zehnten ein gegenläufiger Trend: Es bilden sich wieder sesshafte, reproduzierende Sozialverbände und die eurasische Wolfspopulation breitet sich ausgehend von ihren Refugien in Osteuropa recht zügig westwärts aus (vgl. Okarma & Herzog 2019).

Die fachliche Begleitung dieses Prozesses, meist in Gestalt sogenannter Wolfsmanagementpläne dokumentiert, gestaltet sich bislang allerdings wenig professionell. Im Wesentlichen setzt man auf Totalschutz des Wolfs, immer höhere Zäune in der Weidetierhaltung und Kompensationszahlungen mit hohen bürokratischen Hürden. Unter dieser Strategie des Zuwartens wachsen allerdings die Konflikte, insbesondere mit Weidetierhaltern, stetig an. Einfache, monokausale Ansätze sind im Wildtiermanagement oft zum Scheitern verurteilt, so auch im Fall des Umgangs mit dem Wolf. Lautete im 19. Jahrhundert das Managementkonzept noch „Töte jeden Wolf, den du siehst“, so können wir den aktuellen Ansatz in Deutschland mit dem Prinzip „Tue unter keinen Umständen einem Wolf etwas zuleide“ umschreiben. Beide Ansätze sind zum Scheitern verurteilt, wie die Vergangenheit und die aktuelle Entwicklung zeigen. Wir benötigen ein aktives, flexibles und auf Partizipation gegründetes Managementkonzept, um dem Wolf in einer hochgradig zivilisatorisch überformten Landschaft das Überleben langfristig zu ermöglichen, ohne dabei die Konflikte aus dem Ruder laufen zu lassen (Herzog 2018). Andere europäische Staaten wie etwa Estland, Schweden oder auch Frankreich sind uns in dieser Hinsicht bereits weit voraus.

#### Biber

Ähnlich wie beim Wolf entwickeln sich auch die Bestände des Bibers sehr erfreulich. War die Art durch Übernutzung und Verlust geeigneter Lebensräume einst in Mitteleuropa nahezu ausgestorben, konnten



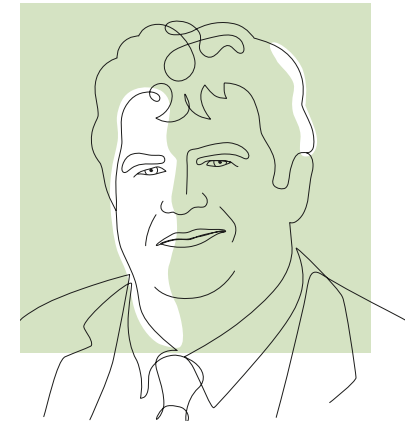
wir in den vergangenen drei Jahrzehnten eine deutliche Zunahme des Bestands und eine erfreuliche Ausbreitung in der Fläche beobachten. Mit allen Vor- und Nachteilen (Schäden!) einer solchen Entwicklung. Nun könnte man darüber froh sein, sich auf die Schulter klopfen und feststellen, dass die jahrzehntelange Naturschutzarbeit mit Wiederansiedlungsprojekten und Schutz der Lebensräume einen großartigen Erfolg gezeigt hat. Allerdings fehlt bislang der nächste konsequente Schritt, die Überführung des Bibers ins Jagdrecht, welches den Schutz durch nachhaltige Nutzung konsequent fortsetzt.

Dass dies nicht geschieht, hat verschiedene Gründe: Zum einen wollen die Grundeigentümer, die Inhaber des Jagdrechts, die Verantwortung nicht gerne übernehmen. Zu groß ist die Sorge, dass irgendwann per Gesetz die Pflicht zum Schadensausgleich auf die Grundeigentümer übergeht. Und auch in Naturschutzkreisen sieht man solch eine – im Grunde logische und konsequente – Entwicklung mit Skepsis: In Mitteleuropa muss paradoxerweise der Naturschutz Verlierer sein, um langfristig zu gewinnen. Denn nicht der Naturschutzerfolg wird durch finanzielle Anreize vergütet, sondern das Gegenteil. So lange eine Art selten oder gefährdet ist, klingeln bei Naturschutzorganisationen die Kassen, fließen Millionensummen aus Steuergeldern an Verbände und können sich Naturschutzbehörden eine umfangreiche Ausstattung mit Planstellen leisten. Wem will man also verdanken, wenn er diesen Anreizen erliegt? Und so werden wir Bibermanagement wohl noch eine Weile nicht auf Basis einer offiziellen nachhaltigen Nutzung mit Vermarktung des Wildbrets und der Bälge betreiben, sondern die regelmäßig erforderlichen Entnahmen von Individuen nach wie vor als rechtlich komplexe Ausnahmeregelung im Naturschutzrecht gestalten. Für den betroffenen Biber bleibt das letztlich gleich.

#### FAZIT

Brauchen wir also mehr Wildtiermanagement? Die vielfach zu beobachtenden sehr eindimensionalen Ansätze des Wildtiermanagements (Huftiere in Wäldern: eliminieren, Wildschweine generell: eliminieren, Wolf: früher eliminieren, heute Totalschutz ...) sind offenbar weder zeitgemäß noch zielführend. Hier braucht es vielleicht nicht unbedingt mehr, doch ein völlig anderes Wildtiermanagement. Qualitativ hochwertig, den Regeln guter fachlicher Praxis entsprechend und nachhaltig. Ob dies letztlich in eine solide (soziokulturell, ökonomisch und ökologisch) nachhaltige Nutzung oder Maßnahmen im Rahmen der Naturschutzgesetzgebung mündet, ist dabei zunächst nebensächlich.

Nicht ganz nebensächlich sind die Rahmenbedingungen. Die Aufteilung in verschiedene Rechtskreise wie Jagd- und Naturschutzrecht schafft Verhältnisse der Ungleichbehandlung verschiedener Arten. Wo dies zu Übertreibungen führt (Wolf: zu intensiver Schutz, Rothirsch: zu wenig Schutz), kommt es zu Konflikten. Und das führt zu einem weiteren Problem: Insbesondere in Deutschland fehlen die erforderlichen Strukturen und Prozesse, um derartige Konflikte zu lösen oder sogar von vornherein zu vermeiden. Wir sind nach wie vor sehr „preußisch“ geprägt, mit großem Vertrauen in „Top-down“-Lösungen und Ordnungsrecht. Ob „Wildlife Management Boards“ wie in Nordamerika oder sehr pragmatische partizipative Ansätze „bottom-up“, wie sie etwa in Ostafrika bereits vielerorts erfolgreich existieren: Derartige Instrumente sind bei uns (noch) weitgehend unbekannt beziehungsweise werden kaum praktiziert. Wenn wir alle Chancen, die uns ein zeitgemäßes Wildtiermanagement mit seinem inter- und transdisziplinären Ansatz liefert, nutzen würden, wäre vieles leichter.



PROF. DR. DR. SVEN HERZOG  
Technische Universität Dresden

Sven Herzog ist Forstwissenschaftler, Arzt und Biologe. Seit 1998 ist er Hochschuldozent für Wildökologie und Jagdwirtschaft an der Technischen Universität Dresden und seit 2003 außerdem Außerplanmäßiger Professor am Institut für Forstgenetik und Forstpflanzenzüchtung der Georg-August-Universität Göttingen.

#### LITERATUR

Caughley, G.; Sinclair, A.R.E. (1994): Wildlife Ecology and Management. Blackwell Science, Cambridge.

Hemmer, H. (1983): Domestikation. Friedrich Vieweg und Sohn Verlagsgesellschaft, Braunschweig.

Herzog, S. (2011): Im Geiste Aldo Leopold's: Wildökologie in Tharandt. In: Bonn, S.; Erler, J.; Herzog, S. (Herausgeber). Tharandt 2011 – 200 Jahre Ideen für die Zukunft. Technische Universität Dresden, 96–116.

Herzog, S. (2018): Return of grey wolf (*Canis lupus*) to Central Europe: Challenges and recommendations for future management in cultural landscapes. *Annals of Forest Research*, 61, 203–209.

Herzog, S. (2019): Wildtiermanagement. Quelle & Meyer, Wiebelsheim.

Lindner, K. (1937): Geschichte des Deutschen Waidwerks. Walter de Gruyter, Berlin, Leipzig.

Meißner, M.; Reinecke, H.; Herzog, S. (2012): Vom Wald ins Offenland: Der Rothirsch auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr. Verlag Frank Fornäçon, Ahnatal.

Okarma, H.; Herzog, S. (2019): Handbuch Wolf. Kosmos, Stuttgart.

Pusch, A. (2014): Der Nationalpark Harz: Waldentwicklungsperspektiven unter nationalparkspezifischer Wildtierregulierung. Schriftenreihe aus dem Nationalpark Harz, 12, 5–10.

Riedel, K.: Trotz Kritik: Sachsenforst setzt auf Drückjagd zum Schutz junger Bäume. In: Freie Presse, 27.10.2021.

Rousseau, J.-J. (1755): Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes. Marc Michel, Amsterdam.

Zimen, E. (1990): Der Wolf. Kneesebeck & Schuler, München.





# Akzeptanz von Tieren in verschiedenen Ländern

Die Einstellung der Bevölkerung zu Tieren ist nicht nur von Mensch zu Mensch, sondern auch von Land zu Land sehr unterschiedlich. Um ein wirksames Wildtiermanagement zu etablieren, müssen die menschlichen Beziehungen zu Wildtieren und Natur verstanden werden.

## WISENT UND RIND

Menschliche Intoleranz oder Inakzeptanz waren der Hauptgrund für die Ausrottung vieler Wildtierpopulationen. Die Wahrnehmungen, Einstellungen und Werte der Menschen sind entscheidend für den Erhalt der Biodiversität und insbesondere für den Erhalt von Wildtieren. Die Einstellung der Bevölkerung zu Tieren ist nicht nur von Mensch zu Mensch, sondern auch von Land zu Land sehr unterschiedlich. Um dies zu veranschaulichen, nehme ich den Wisent als Beispiel. Wisente wurden in den 1950er-Jahren im Wald von Bialowieza (Ostpolen, an der Grenze zu Belarus) wieder angesiedelt, einem der letzten Orte, an denen sie in der Wildnis ausgestorben waren. Dank der Erhaltungsbemühungen ist die Wisentpopulation inzwischen auf über 6 000 Individuen angewachsen, verteilt auf 47 freilebende Populationen, von denen der Bialowieza-Wald die größte ist. Dort leben die Menschen auf der polnischen Seite mit etwa 700 Wisenten gut zusammen; die Tiere wandern in der Nähe von Dörfern umher, überqueren Straßen, die Leute beobachten sie gerne und die Polen sind stolz auf „ihre“ Wisente. Dieselbe Tierart führte in Deutschland zur Verängstigung der Bevölkerung. Im September 2017 erreichte ein aus Polen umherziehendes, ausgewachsenes Wisent-Männchen als erster freilebender Wisent in Deutschland seit mehr als zwei Jahrhunderten die Stadt Lebus an der Oder. Wegen möglicher Gefahren für die Öffentlichkeit ordneten die Behörden schnell an, den Wisent zu erschießen. Über den Fall wurde in polnischen, deutschen und auch internationalen Medien umfassend berichtet.

Die unterschiedliche Akzeptanz in verschiedenen Ländern kann man auch am Beispiel des einheimischen Gegenstücks der Wisente, der Rinder, sehen. Die Kuh ist in Indien ein geliebtes und respektiertes Tier, das für die Mehrheit der Hindu-Gemeinde heilig

ist. Rinder laufen frei und ungestört umher, sogar in belebten Straßen, und werden während der Feste hübsch geschmückt. Sie sind gesetzlich geschützt und ihre Schlachtung ist verboten oder eingeschränkt. In Spanien haben Rinder einen ganz anderen Stand. Stiere sind Teil einer Vielzahl von Traditionen in Spanien, wovon der Stierkampf nur eine ist. Stiere scheinen bereits bei den religiösen Zeremonien der prähistorischen iberischen Stämme eine herausragende Rolle gespielt zu haben. Später verwandelte der Einfluss der Griechen und Römer diese Kulte in Spektakel. Heutzutage gelten sie als rituelle Unterhaltung und werden in der Gesellschaft intensiv diskutiert. Menschen, die solche Rituale wie den Stierkampf mögen, behaupten, dass sie Stiere lieben. Aber es gibt Liebe, die tötet.

## MENSCH-NATUR-BEZIEHUNGEN

Der Dualismus der Mensch-Natur-Beziehungen ist klassisch und wurde unter anderem von Edward Wilson als Biophilie (Naturliebe) und Biophobie (Angst vor der Natur) beschrieben (Wilson EO. 1993). Andere Autoren, wie Thompson und Barton, haben diesen Dualismus als Ökozentrismus (Wertschätzung der Natur um ihrer selbst willen) und Anthropozentrismus (Wertschätzung der Natur aufgrund des materiellen oder physischen Nutzens, den sie dem Menschen bieten kann) beschrieben (Thompson SCG, Barton MA. 1994). In jüngerer Zeit wurden diese dualen Ansichten in Bezug auf Wildtiere unter anderem von Michael Manfredo (Manfredo MJJ. 2008) als Dominanz versus Mutualismus bezeichnet.

Dominanz ist eine Werteorientierung, die der Vorstellung Rechnung trägt, dass Wildtiere untergeordnet sind und in einer Weise genutzt werden sollten, die dem Menschen zugutekommt, zum Beispiel die Nutzung von Tieren bei der Jagd oder das Befürworten des Tötens von Wildtieren, wenn diese eine Gefahr

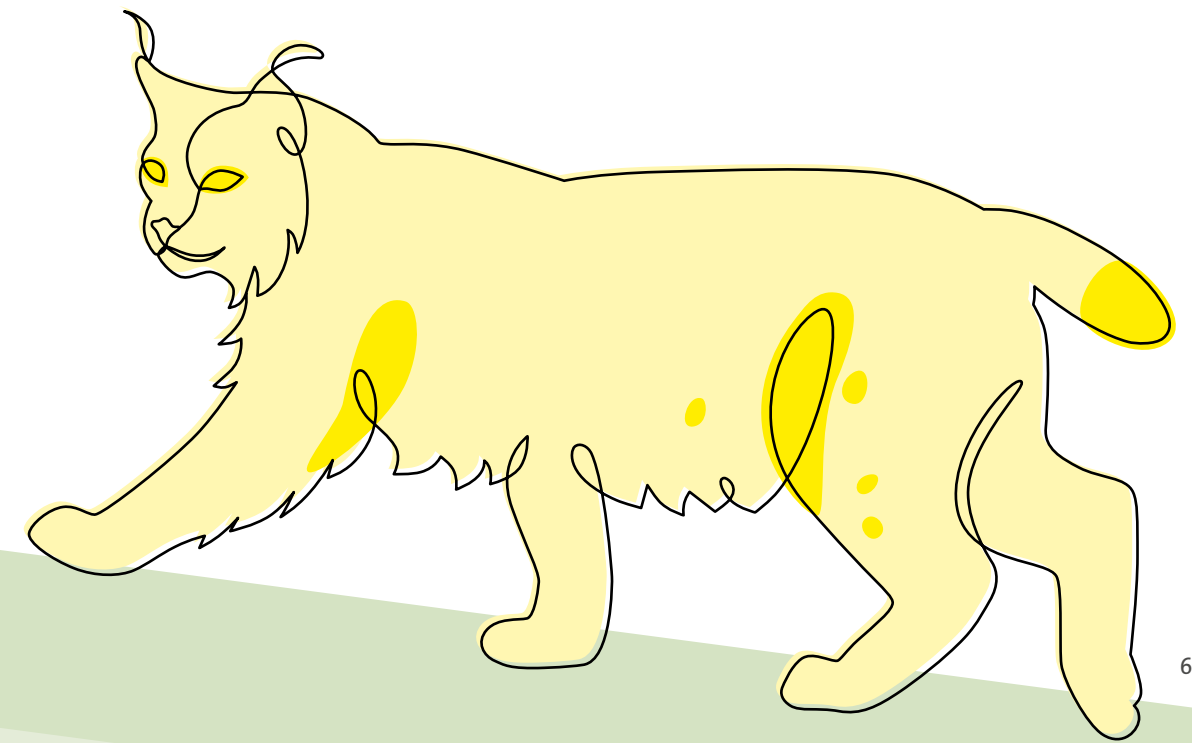
für Menschenleben oder Eigentum darstellen. Beim Mutualismus werden Wildtiere als Teil des sozialen Netzwerks einer Person verstanden. Stark mutualistisch geprägte Menschen sehen Tiere als Familie oder Gefährten an, die wie Menschen Fürsorge und Rechte verdienen und ohne Angst Seite an Seite mit dem Menschen leben sollten. Mutualismus hat auch etwas mit Bedenken hinsichtlich des Schutzes von Lebensräumen und des Rückgangs der Wildtierpopulationen zu tun, während Dominanz mit Bedenken hinsichtlich einer gesunden Wirtschaft und privaten Eigentumsrechten assoziiert wird. Persönliche Werteorientierungen werden früh gebildet und verändern sich im Laufe des Lebens nur minimal. Sie bestehen oft über Generationen hinweg und gelten als wesentlicher Bestandteil der Kulturvermittlung.

## „Wenn eine bestimmte Gesellschaft große Raubtiere akzeptiert, wird sie wahrscheinlich die meisten Wildtiere akzeptieren.“

Schwartz (Schwartz SH. 2006) charakterisierte die Kultur von 76 nationalen Gruppen aus 73 Ländern anhand von drei kulturellen Wertedimensionen. Die erste Dimension ist die Art der Beziehung zwischen dem Individuum und der Gruppe: Autonomie (sowohl intellektuell als auch emotional) im Gegensatz zu Integration. In manchen Kulturen werden Menschen als autonome Einheiten, in anderen als in das Kollektiv integrierte Einheiten betrachtet. Die zweite Dimension ist die Verantwortung, die Gesellschaft zu erhalten

und das Wohlergehen anderer zu berücksichtigen. Die beiden entgegengesetzten Alternativen sind dabei Egalitarismus und Hierarchie. Die dritte kulturelle Dimension, die im Zusammenhang mit der Erhaltung der biologischen Vielfalt am interessantesten ist, sind die menschlichen Beziehungen zur natürlichen und sozialen Welt. Eine Alternative ist Harmonie, die betont, sich in die Welt einzufügen, wie sie ist, und versucht, sie zu verstehen und zu schätzen, anstatt sie zu verändern oder auszubeuten. Wichtige Werte in Harmoniekulturen sind Frieden, Einheit mit der Natur und der Schutz der Umwelt. Die andere Alternative ist Vorherrschaft und stellt das andere Extrem dar. Sie fördert die Beherrschung der natürlichen und sozialen Umgebung und hat den Anspruch, sie zu lenken und zu verändern, um Gruppen- oder persönliche Ziele zu erreichen. Werte wie Ehrgeiz, Erfolg und Kompetenz sind in Vorherrschaftskulturen besonders wichtig. Schwartz beschrieb unter anderem die oben genannten Beispielländer (Polen und Deutschland, Spanien und Indien). Sieben kulturelle Werteorientierungen und nationale Gruppierungen wurden identifiziert: westeuropäisch, englischsprachig, lateinamerikanisch, osteuropäisch, südasiatisch, konfuzianisch beeinflusst sowie afrikanisch und nahöstlich.

Eine Punktwertung für Länder in der Vorherrschaft-Harmonie-Dimension von Schwartz wurde mit Punktwertungen für den Wunsch nach Dominanz gegenüber Wildtieren bei verschiedenen Bevölkerungsgruppen im Westen der Vereinigten Staaten verglichen (Manfredo MJ, Teel TL, Dietsch AM. 2016). Die Autoren der Studie fanden heraus, dass die Dominanz eines Amerikaners gegenüber Wildtieren stark von seinem Herkunftsland beziehungsweise dem Herkunftsland seiner Familie abhängt. Zum Beispiel wurden Einwanderer aus den Niederlanden als sehr dominant bewertet, genauso wie die Niederländer



heutzutage. Mexikanische Amerikaner haben als wenig dominant abgeschnitten, wie die derzeit in Mexiko lebenden Menschen auch. Im Allgemeinen schnitten Befragte mit Vorfahren aus nordeuropäischen Ländern in Bezug auf Vorherrschaft und Dominanz höher ab als diejenigen aus Südeuropa.

### ZAHLREICHE FAKTOREN

Die Beziehungen zwischen Mensch und Tier sind sehr komplex und werden von vielen Faktoren beeinflusst. Abstammung, Kultur und Religion spielen eine Rolle bei der Gestaltung dieser Beziehungen. Auch unsere persönlichen Werte, Wahrnehmungen und Einstellungen sind wichtig. Ganz entscheidend ist, ob Menschen und Wildtiere schon immer zusammengelebt haben. Sehr oft sind Beziehungen schwierig, wenn die Menschen jahrhundertlang die Landschaft ausschließlich selbst zur Verfügung hatten und plötzlich gezwungen sind, sie mit Arten zu teilen, die zurückkommen. Zum Beispiel ist die Rückkehr von Bären oft unerwünscht, weil die Menschen vergessen haben, wie sie sich verhalten sollen, wenn sie einem Bären begegnen, wie sie ihre Bienenstöcke oder ihr Vieh schützen, kurzum: wie sie mit der Art leben und zusammenleben können. Auch um welche Art es sich jeweils handelt, ist entscheidend. Einige Arten wie Wölfe werden systematisch nicht akzeptiert. Es spielt keine Rolle, ob sie Probleme oder Schäden verursachen oder nicht. Sie werden nicht gern gesehen.

Auch Geschlecht und Alter der Menschen haben einen Einfluss, wobei Frauen und ältere Menschen generell mehr Angst und weniger Akzeptanz zeigen. Auch der Wohnort ist wichtig. Menschen, die in Städten leben, scheinen Wildtiere besser zu akzeptieren als die Landbevölkerung. Dabei haben neuere Studien jedoch ergeben, dass es nicht entscheidend ist, ob diese Menschen in der Nähe der betreffenden Art leben,

sondern ob es sich um Landwirte oder Jäger handelt. In diesem Fall werden sie, unabhängig vom Wohnort, tendenziell negativer eingestellt sein. Schließlich sind die Art und Weise, wie wir den Umgang mit Wildtieren handhaben, die Gesetzgebung und ihr Erhaltungszustand von entscheidender Bedeutung für unsere Beziehungen zu ihnen. Managementstrategien, insbesondere solche im Zusammenhang mit der Konfliktminderung, sind von entscheidender Bedeutung, da sie Konflikte lösen oder im Gegenteil auch verstetigen können.

### GROSSE RAUBTIERE ALS MODELLARTEN

Große Raubtiere sind gute Modellarten, um Mensch-Tier-Beziehungen zu untersuchen, da sie große räumliche Anforderungen haben, die sich oft mit menschlichen Aktivitäten überschneiden. Sie konkurrieren außerdem mit dem Menschen um Beute und können erhebliche Schäden an menschlichem Eigentum wie Nutztieren verursachen. Wenn also eine bestimmte Gesellschaft große Raubtiere akzeptiert, wird sie wahrscheinlich die meisten anderen Wildtiere auch akzeptieren. Große Raubtiere waren historisch über den gesamten europäischen Kontinent verbreitet, aber aufgrund der jahrhundertlangen Verfolgung und Vernichtung, die oft von staatlicher Seite gefördert wurde, erlitten ihre Populationen einen enormen Rückgang. Dieser Trend begann sich ab den 1950er-Jahren zu ändern. Seitdem hat sich die von Großraubtieren in Europa besiedelte Fläche verdoppelt, hauptsächlich dank des gesetzlichen Schutzes, der Zunahme der Waldbedeckung, der Aufgabe des ländlichen Raums, der Erholung wilder Beutepopulationen und, sehr wichtig, dank einer toleranteren Haltung gegenüber Wildtieren.

In Europa gibt es vier große Raubtierarten, die in 27 Ländern verbreitet sind. Der Braunbär ist mit einer



geschätzten Gesamtzahl von rund 17 000 Individuen die am häufigsten vorkommende, gefolgt von Wölfen, Luchsen und Vielfraßen, die ausschließlich in den drei fennoskandinavischen Ländern vorkommen (Chapron G, Kaczensky P, Linnell JD, von Arx M, Huber D, Andrén H, López-Bao JV, Adamec M, Álvares F, Boitani L. 2014). Die meisten europäischen Großraubtierpopulationen (über 80 Prozent) sind grenzüberschreitend, was bedeutet, dass die Tiere je nach Seite der Grenze unterschiedlichen Gesetzen und Managementsystemen unterliegen, was wiederum bedeutet, dass sie auch unterschiedlich von der Bevölkerung wahrgenommen und toleriert werden.

**SCHADENSMANAGEMENT IST ENTSCHEIDEND**

Schäden an menschlichem Eigentum durch große Raubtiere und die damit verbundenen wirtschaftlichen Verluste sind ein Hauptgrund für Konflikte mit dem Menschen. Daher ist ein gutes Schadensmanagement unerlässlich, um die öffentliche Akzeptanz von Großraubtieren zu unterstützen und zu fördern. Ein wesentliches Instrument der Toleranzförderung sind die Ausgleichs- und Präventionsprogramme. Schadenersatzprogramme für Großraubtiere funktionieren in Europa schon sehr lange; in einigen Ländern wie Frankreich oder der Slowakei existieren sie bereits seit 50 Jahren (Bautista C, Naves J, Revilla E, Fernández N, Albrecht J, Scharf AK, Rigg R, Karamanlidis AA, Jerina K, ... Selva N. 2017). Von wenigen Ausnahmen abgesehen ist das normale Verfahren so, dass der Schaden bei der entsprechenden Behörde geltend gemacht werden muss, dann wird er von Prüfern oder qualifizierten Bearbeitern überprüft. Die Schadensinspektoren melden und beziffern die Verluste, die Zahlung erfolgt durch die Verwaltung. Die Zahlung kann schnell oder langsam erfolgen und kann fair sein oder nicht. Je nachdem wie gut das System funktioniert, be-

einflusst dies die öffentliche Akzeptanz von Großraubtieren stark. In einigen Ländern ist die Entschädigung für Schäden von Großraubtieren an das Vorliegen von Präventivmaßnahmen geknüpft, das heißt, die Kosten für Schäden werden nicht übernommen, wenn keine Präventivmaßnahmen ergriffen wurden. Dies scheint der effektivste Weg zu sein, um Schäden und damit Konflikte zu reduzieren. Im Gegensatz dazu kann systematisches und bedingungsloses Bezahlen den Konflikt auch verewigen und die Toleranz gegenüber Großraubtieren nicht unbedingt verbessern.

Anhand der Ansprüche auf Schadenersatz wegen Schäden durch große Raubtiere an menschlichem Eigentum lassen sich Aussagen über das Ausmaß der jeweiligen Konflikte treffen. Konflikte und Schäden sind in den europäischen Ländern dabei sehr unterschiedlich. Beim Braunbären wiesen die Art und die mittlere Anzahl der pro Jahr verursachten Schäden (an Nutztieren, Bienenständen, Landwirtschaft und anderen) große Unterschiede zwischen den Bewirtschaftungseinheiten auf [Abb. 1]. Norwegen ist mit Abstand das Land mit den meisten Schadenersatzansprüchen pro Jahr. Diese Schäden werden von etwa 100 Bären verursacht. Dieselbe Population Bären verursacht im angrenzenden Schweden, wo insgesamt mehr als 3 000 Bären leben, sehr viel weniger Schäden. In Slowenien gibt es sehr viel mehr Schadenersatzansprüche als in Kroatien, dessen Bärenpopulation sich gegenüber Slowenien verdoppelt hat.

Konflikte, die sich in Schadenersatzansprüchen widerspiegeln, werden zu Geld umgewandelt, das den Menschen zur Verbesserung der Toleranz ausgezahlt wird. Aber nicht immer gelingt es, dieses Ziel zu erreichen. Die Kosten pro individuellem Tier und Jahr variieren stark zwischen den Arten, wobei Vielfraße am „teuersten“ sind, gefolgt von Wölfen, Bären und Luchsen. Aber es

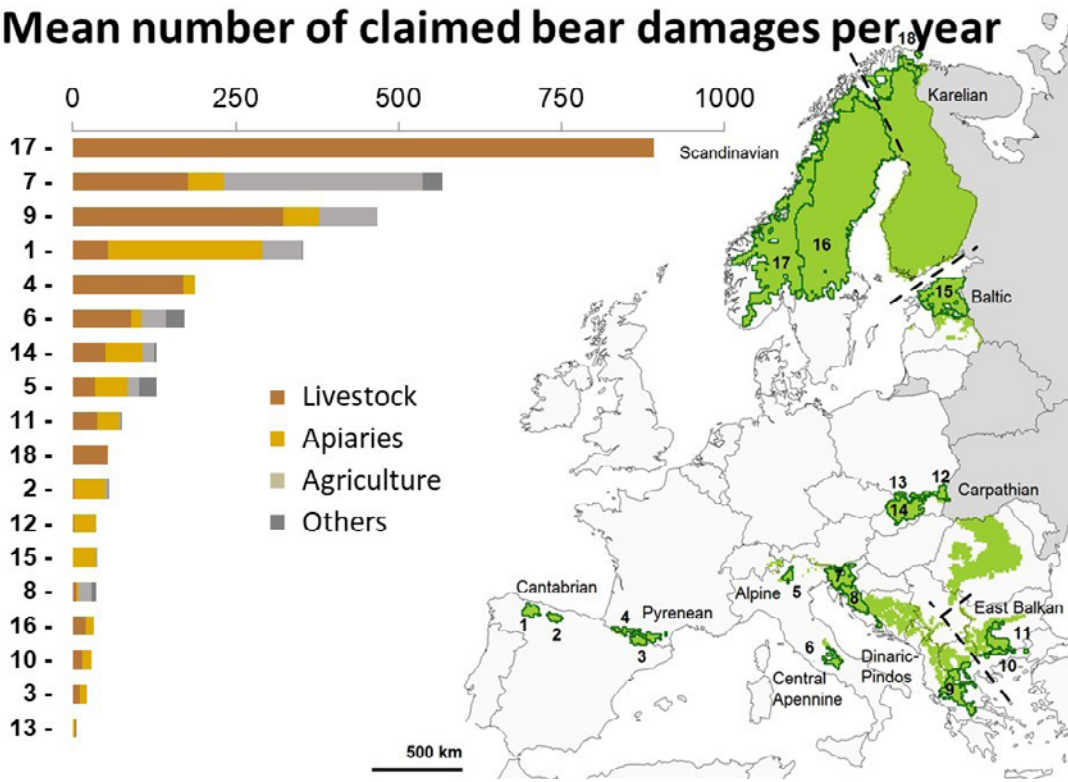
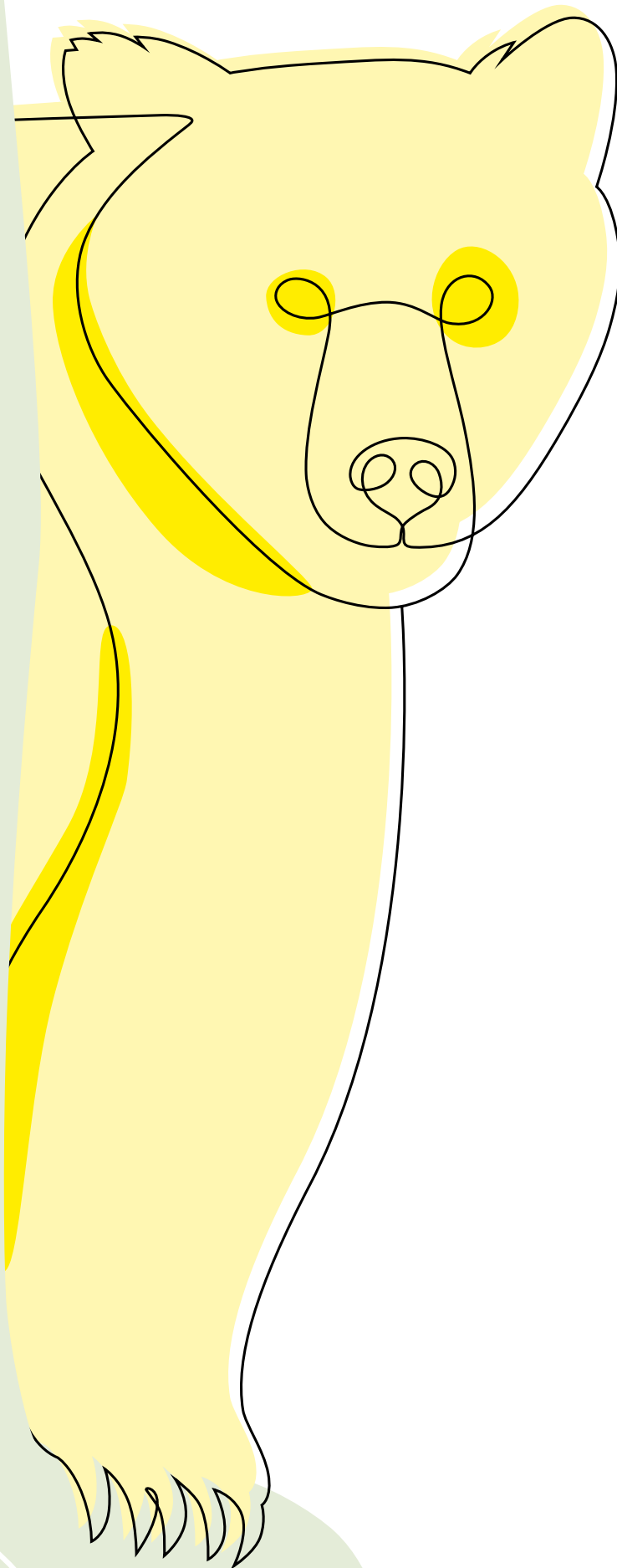


Abb. 1. Durchschnittliche Anzahl von Schadensfällen pro Jahr in 18 europäischen Bewirtschaftungseinheiten in den Jahren 2005–2012 in verschiedenen europäischen Braunbärenpopulationen (aus Bautista et al. 2017).



ist auch von Land zu Land unterschiedlich. Während ein Bär in Norwegen mehr als 9 000 Euro pro Jahr „kostet“, sind es in Kroatien nur neun Euro (Bautista C, Revilla E, Naves J, Albrecht J, Fernández N, Olszka A, Adamec M, Berezowska-Cnota T, Ciucci P, ...Selva N. 2019). Mehr Zahlungen korrelieren nicht unbedingt mit einer geringeren Anzahl von Schäden oder Konflikten. Diese Konflikte hängen auch von der Art und Weise ab, wie wir unser Vieh bewirtschaften. Von den Gesamtkosten zum Ausgleich von Schäden durch große Raubtiere in ganz Europa entfallen bis zu 68 Prozent auf die Erbeutung freilebender Nutztiere, hauptsächlich halb domestizierte Rentiere in den nordischen Ländern und freilebende Schafe in Norwegen.

#### POLEN UND NORWEGEN

Ich werde mich jetzt auf zwei europäische Länder mit einer jeweils anderen Kultur in Bezug auf die Einstellung zu Wildtieren konzentrieren: Polen und Norwegen. Polen hat eine lange Geschichte des Artenschutzes. Arten wie Auerochse oder Wisent wurden bereits im 14. Jahrhundert von polnischen Königen geschützt. Polen war auch der Ort, an dem die letzten Individuen der europäischen Megafauna wie Auerochse, Tarpan oder der letzte europäische Tiefland-Bison überlebt haben. Polen war auch gegenüber großen Raubtieren ziemlich tolerant. In den 1930er-Jahren, als sie in ganz Europa ausgerottet wurden, startete Polen das erste Wiederansiedlungsprojekt für eines der größten Raubtiere der Welt: Braunbären im Bialowieza-Wald. Derzeit sind in Polen alle großen Raubtierarten streng geschützt und nur Problemtiere dürfen mit einer Sondergenehmigung entfernt werden.

Historisch gesehen hat Norwegen eine eher zweckmäßige Art, mit der Natur zu interagieren. Wikinger waren von Wölfen besessen und die heutigen nordischen Gesellschaften sind es in gewisser Weise immer

noch. Rovdata, die norwegische Behörde, die für die Überwachung großer Raubtiere zuständig ist, verfügt über einen „Wolfzähler“ – ein aktualisiertes Register einzelner (genotypisierter) Wölfe. Norwegen erlaubt die regulierte Jagd auf große Raubtiere, um die Erbeutung freilebender Schafe und Hausrentiere auf einem niedrigen Niveau zu halten. Allerdings ist, wie oben gezeigt, die Wirtschaftlichkeit dieser Maßnahme zur Reduzierung von Mensch-Tier-Konflikten fraglich. Große Raubtierpopulationen müssen unterhalb einer bestimmten Anzahl von Individuen, Familiengruppen oder Reproduktionsraten gehalten werden. Das ist der Grund für die genaue und intensive Überwachung. Diese Schwellenwerte sind politische Ziele, keine wissenschaftlichen. Die gesellschaftliche Debatte ist intensiv und kontrovers.

Wenn wir uns die grundlegenden Daten ansehen, ist die Fläche Norwegens doppelt so groß wie die Polens, und diese Fläche wird nur von gut fünf Millionen Menschen bewohnt. Polen hat siebenmal mehr Einwohner, also auch eine entsprechend höhere Bevölkerungsdichte. Die Menschen in beiden Ländern teilen sich die Landschaft jedoch mit einer ähnlichen Anzahl von Bären (Polen: 90–195, Norwegen: 150), einer ähnlichen Anzahl von Luchsen (Polen: 200–250, Norwegen: 395), aber einer viel höheren Anzahl von Wölfen in Polen. Während in Norwegen etwa 100 Wölfe leben, sind es in Polen Tausende. Tatsächlich hat sich die mitteleuropäische Wolfspopulation, die nun auch Deutschland wiederbesiedelt, dank des Wolfsschutzes in Polen erholt.

#### UNTERSCHIEDLICHE WERTSCHÄTZUNG

In einem gemeinsamen Projekt mit norwegischen und polnischen Kollegen (GLOBE) wollten wir die Unterschiede zwischen Polen und Norwegen hinsichtlich der Wertschätzung von Großraubtieren als Bestandteil



des Lebensraums Wald und ihrer Bedeutung für die Erholung untersuchen. Wir haben Umfragen mit über 1 000 Teilnehmern in jedem Land durchgeführt. Wir verwendeten Entscheidungsexperimente und schätzten die „Reisebereitschaft“, das heißt die Entfernung, die Menschen bereit wären zu reisen, um einen Wald mit gegebenen strukturellen Merkmalen wie dem mittleren Alter des Waldes, der Anzahl der Baumarten, dem Vorhandensein von Totholz und dem Vorhandensein von großen Raubtieren zu besuchen. Wir stellten fest, dass die Präferenzen in beiden Ländern stark polarisiert waren und es im Grunde keine Menschen mit neutraler Einstellung gegenüber der Präsenz von Großraubtieren im Wald gab. Wir teilten die Befragten in zwei Klassen ein, „große Raubtiere positiv“ und „große Raubtiere negativ“. Zwei Drittel der Befragten nehmen an, dass Großraubtiere einen

geringste Reisebereitschaft gab es für den Braunbären (zusätzlich 4,4 Kilometer in Norwegen und 16 Kilometer in Polen).

Wir beobachteten auch, dass die negativen Präferenzen stärker waren als die positiven. Befragte, die große Raubtiere negativ bewerteten, waren bereit, längere Strecken zurückzulegen, um den Besuch von Wäldern zu vermeiden, in denen eine der großen Raubtierarten präsent war. Die negativen Präferenzen waren in Norwegen ausgeprägter als in Polen. Norwegische Befragte in dieser Klasse wären beispielsweise bereit, 68 zusätzliche Kilometer zurückzulegen, um den Besuch eines Waldes mit Braunbären zu vermeiden, in Polen würden die Befragten dafür nur 31 Kilometer fahren.

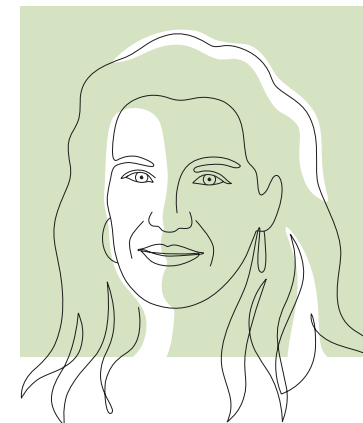
Wir fanden auch einen Zusammenhang zwischen der Präsenz großer Raubtiere und den strukturellen Eigenschaften des Waldes. Menschen, die naturnahe Wälder bevorzugten, also Wälder mit Bäumen verschiedener Arten sowie verschiedenen Alters und mit Totholz, bevorzugten auch Wälder, die von großen Raubtieren bewohnt wurden. Im Gegensatz dazu zogen es zu Großraubtieren negativ eingestellte Menschen vor, intensiv bewirtschaftete Wälder zu besuchen. Dies spiegelt deutlich den Dualismus der Naturwahrnehmung und des Weltbilds wider.

#### FAZIT

Öffentliche Präferenzen und persönliche Einstellungen der Menschen sind ein komplexes Thema. Es ist wichtig, die unterschiedlichen Wahrnehmungen von Tieren in verschiedenen Kulturkreisen und Ländern zu verstehen. Der Export von Modellen des Wildtiermanagements in andere Länder (zum Beispiel von Skandinavien nach Afrika) kann von vornherein der falsche Ansatz sein. Es gibt vielversprechende Veränderungen in der Gesellschaft, eine Abkehr von einer dominanten

„Ein gutes Schadensmanagement ist unerlässlich, um die öffentliche Akzeptanz von Großraubtieren zu fördern.“

positiven Beitrag zum Erholungswert des Waldes leisten, und entgegen unseren Erwartungen fanden wir in Polen und Norwegen den gleichen Anteil an Menschen, die Großraubtieren gegenüber positiv eingestellt waren. In der Klasse „Großraubtiere positiv“ gab es die höchste Reisebereitschaft für den Luchs, das heißt, man war in Norwegen bereit, zusätzlich 15 Kilometer, und in Polen, zusätzlich über 30 Kilometer zu reisen, um einen Wald mit Luchsen zu besuchen. Die



PROF. DR. NURIA SELVA  
Polnische Akademie der Wissenschaften  
Aus dem Englischen übersetzt

Nuria Selva ist Tierökologin und Naturschutzbiologin mit Fokus auf Säugetiere und insbesondere Großraubtiere. Sie leitet die Forschungsgruppe Integrative und Angewandte Ökologie und seit 2007 die Braunbärenforschung am Institut für Naturschutz. Selva ist Mitglied der IUCN/SSC Bear Specialist Group und der IUCN/SSC Large Carnivore Initiative for Europe.

Orientierung hin zu einer weniger an menschlichen Interessen orientierten Haltung, aber auch riskante Trends zeichnen sich ab. Für einen wirksamen Naturschutz müssen wir die menschlichen Beziehungen zu Wildtieren und Natur vollständig verstehen. Werte können menschliches Verhalten verändern und sind essenziell für die globale Nachhaltigkeit, die eng mit der Erhaltung der Biodiversität verbunden ist.

#### LITERATUR

Bautista C et al. (2017): Patterns and correlates of claims for brown bear damage on a continental scale. *Journal of Applied Ecology*, 54, 282–292.

Bautista C et al. (2019): Large carnivore damage in Europe: Analysis of compensation and prevention programs. *Biological Conservation*, 235, 308–316.

Chapron G et al. (2014): Recovery of large carnivores in Europe's modern human-dominated landscapes. *Science*, 346, 1517–1519.

Manfredo MJJ. (2008): *Who cares about wildlife? Social science concepts for exploring human-wildlife relationships and conservation issues*. Springer, New York.

Manfredo MJ, Teel TL, Dietsch AM. (2016): Implications of human value shift and persistence for biodiversity conservation. *Conservation Biology*, 30, 287–296.

Schwartz SH. (2006): A theory of cultural value orientations: explication and applications. *Comparative Sociology*, 5, 136–182.

Thompson SCG, Barton MA. (1994): Ecocentric and anthropocentric attitudes toward the environment. *Journal of Environmental Psychology*, 14, 149–157.

Wilson EO. (1993): Biophilia and the conservation ethic. S. 31–41 in Kellert SR, Wilson EO, editors. *The Biophilia Hypothesis*. Island Press, Washington.

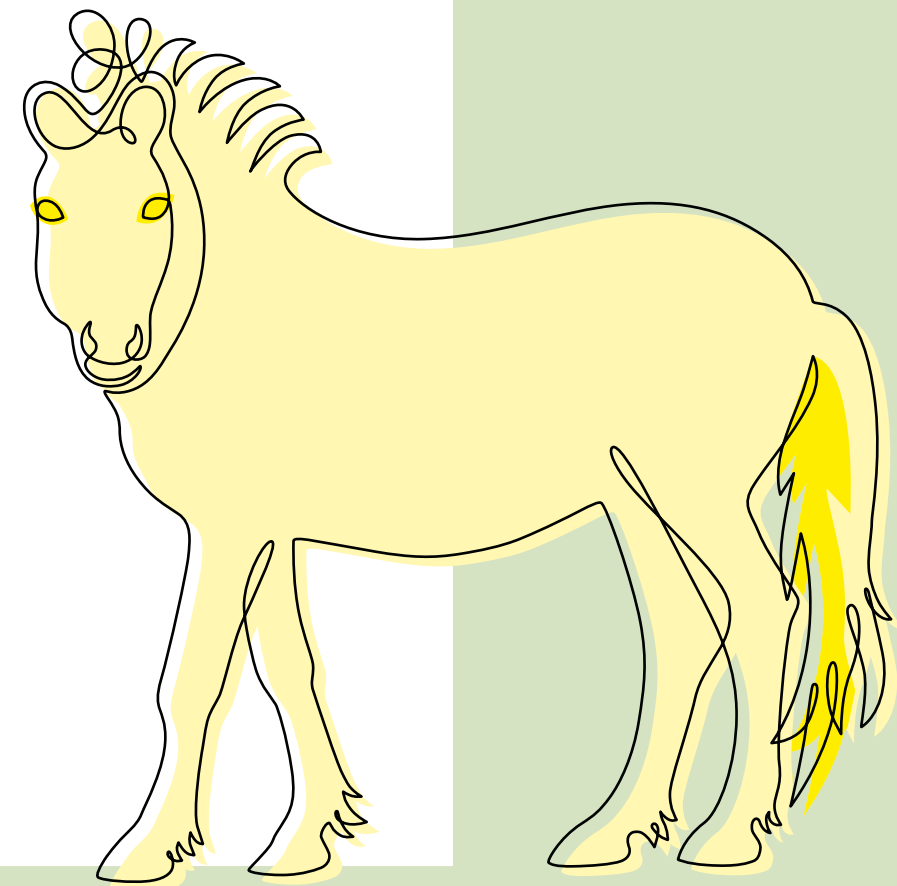
Jan Haft

# Großtiere als Schöpfer von Artenvielfalt

Einige heimische Großtiere kehren zwar zurück, doch viele Arten, die früher einmal hier lebten, werden nicht mehr kommen. Flusspferde, Nashörner und Waldelefanten sind nur noch paläontologisch als heimische Tierarten zu bezeichnen. Die Aufgaben jedoch, die große Pflanzenfresser einmal in den Landschaften Europas übernommen haben, bestehen nach wie vor. Naturnahe Weidelandschaften können Hotspots der Artenvielfalt sein.

75

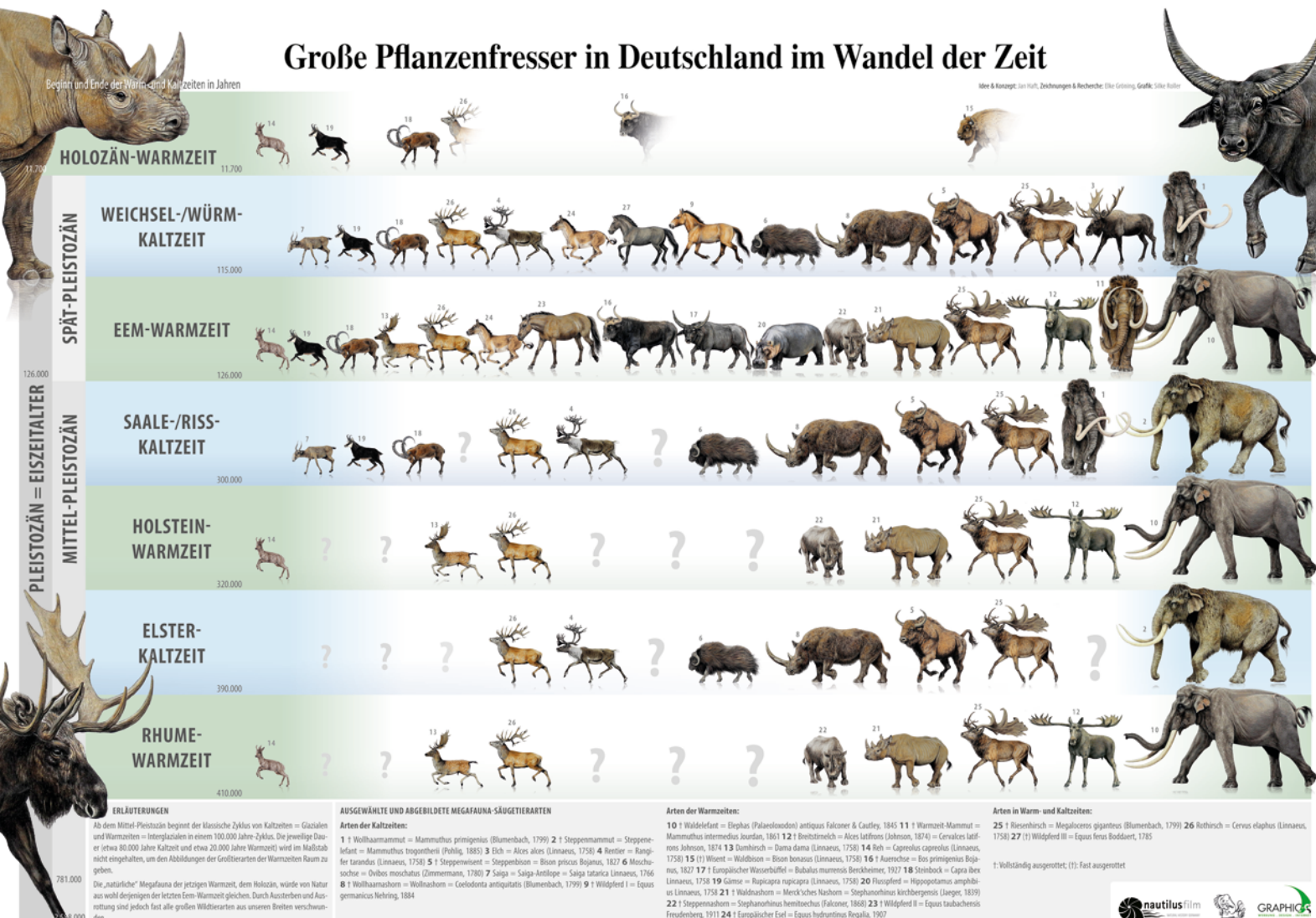
Ich möchte Sie einladen auf einen Spaziergang durch die Welt der heimischen Großtiere. Auch wenn es diese Großtiere nicht mehr in der originären Zusammensetzung der Arten bei uns gibt. Wir haben gründlich recherchiert, welche großen Pflanzenfresser (die Raubtiere sollen uns heute nicht interessieren) hier bei uns in Deutschland einmal gelebt haben. In Deutschland, weil das der Raum ist, für den unsere Naturschutzgesetze gelten, und diese Gesetze betreffen direkt, was man im Naturschutz mit Großtieren machen und erreichen kann.



Der Grafik ist zu entnehmen, welche Vielzahl von großen Großtieren einmal bei uns vorkam. Blau unterlegt: die letzten Kaltzeiten, grün unterlegt: die Warmzeiten. Die Grafik ist natürlich nicht maßstabsgetreu,

denn Kaltzeiten dauerten stets viel länger, über den Daumen gepeilt 100 000 Jahre, während die Warmzeiten oft nur 10 000 bis 15 000 Jahre andauerten. In der Abfolge dieser Klimaperioden kann man gut erken-

## Große Pflanzenfresser in Deutschland im Wandel der Zeit



nen, dass wir stets ein Set von einem groben Dutzend der großen Pflanzenfresser hier bei uns in Deutschland hatten. Wenn die Kaltzeiten kamen, waren es Tiere mit einem dicken Fell. In den Warmzeiten kamen die wärmeliebenden Arten aus ihren Refugien im Süden zurück. Und so wechselten sich diese Faunen ab. Je weiter man in der Zeitachse zurückgeht, umso mehr Fragezeichen sind zu sehen. Das bedeutet aber nicht, dass es dort mutmaßlich weniger Großtierarten gab, es bedeutet nur, dass der Fossilbericht immer schwieriger zu erlangen ist, sodass man nur über die jüngere Vergangenheit sehr genau Bescheid weiß, was da alles bei uns lebte.

Uns interessieren heute insbesondere die Tiere der letzten Warmzeit – das war die Eem-Warmzeit. Sie endete vor der letzten Weichsel-/Würm-Kaltzeit und das dürfte in etwa der Großtierfauna entsprechen, die man auch in der heutigen Zeit bei uns zu erwarten hätte, wenn nicht im Rahmen der „Quartären Aussterbewelle“ der Großteil der Megaherbivoren aus Europa verschwunden wäre.

### MEGAHERBIVOREN DER LETZTEN WARMZEIT UNTER DER LUPE

Das Reh (*Capreolus capreolus*) ist heute noch bei uns häufig. Ebenso der Steinbock (*Capra ibex*) und die Gämse (*Rupicapra rupicapra*), die auch in Warmzeiten weit verbreitet war, auch in den Mittelgebirgen. Auch der Damhirsch (*Dama dama*) ist weithin bekannt. Er wurde hier im Mittelalter wiedereingeführt, war aber bereits im Eem von Natur aus bei uns weit verbreitet. Der Rothirsch (*Cervus elaphus*) ist auch heute noch bei uns zu Hause. Allerdings: Je weiter im Süden der Republik, desto weniger Freiheiten hat der Rothirsch, sich in der Natur zu bewegen und sich auszubreiten. Nur ein paar Prozent der Landesfläche in Bayern und Baden-Württemberg etwa sind ausgewiesene

„Rotwildgebiete“, wo der Rothirsch heute leben (und wirken) darf.

Dann wären da exotisch anmutende Pflanzenfresser, wie der Europäische Esel (*Equus hydruntinus*), der erst vor 3 000 Jahren aus Europa verschwunden ist. Es gibt Funde von dieser Tierart, die natürlich sicher kein Waldbewohner war, auch aus Deutschland. Ebenso verhält es sich mit dem Warmzeitpferd (*Equus taubachiensis*), das in Deutschland beheimatet war.

Der Auerochse (*Bos primigenius*) muss einst in ungeheuren Stückzahlen bei uns gelebt haben. Bekannt ist, dass 1470 in Deutschland das letzte Exemplar erlegt wurde, 1627 war er dann mit dem letzten Tier, das in Polen erlegt wurde, mutmaßlich ausgerottet. Seine Nachkommen haben wir natürlich noch, und die sind im modernen Naturschutz ein überaus wertvolles „Tool“. Der Auerochse ist ebenfalls keine Waldart. Auch wenn sich die Letzten der Art wohl in Sümpfe und dichte Wälder zurückgezogen hatten, um dem Jagddruck durch den Menschen zu entgehen. Man kann aber davon ausgehen – und Nahrungsanalysen belegen das –, dass diese Tiere von Natur aus offene und halboffene Landschaften bevorzugt haben.

Jetzt wird es scheinbar richtig exotisch. Es gab hierzulande den Europäischen Wasserbüffel (*Bubalus murrensis*), der möglicherweise artidentisch war mit dem asiatischen Wasserbüffel, der bis heute existiert und der zunehmend beim Naturschutz im Feuchtgrünland eingesetzt wird. Ein Hauptunterschied zwischen den beiden liegt im Horn des Europäischen Wasserbüffels, das im Querschnitt dreieckiger war. Ob nun artidentisch oder nicht, der Europäische Wasserbüffel dürfte plusminus derselbe Typ mit vergleichbaren Lebensraumsprüchen gewesen sein wie sein asiatisches Pendant.



Tatsächlich gab es auch das Flusspferd (*Hippopotamus amphibius*) hier bei uns in Deutschland. Exakt die Art, die heute noch in Afrika vorkommt. Es gibt fossile Funde, die belegen, dass das Flusspferd auch in den deutschen Flusslandschaften lebte. So wie der Wasserbüffel hat es das Flusspferd nach der letzten Kaltzeit nicht geschafft, seine Lebensräume nördlich der Alpen zurückzuerobieren.

Besonders interessant sind die Nashörner, die zu allen Zeiten bei uns vorkamen. Es gab in der Geschichte Mitteleuropas tatsächlich wohl nie eine Zeit, in der es keine Nashörner bei uns gab. Bis sich der moderne Mensch ausbreitete. Oft existierte hier sogar mehr als eine Art. Im Eem gab es bei uns zwei Nashornarten, die sich ökologisch sehr schön ergänzten, so wie wir es noch heute in Afrika beobachten können. Einmal das Steppennashorn (*Stephanorhinus hemitoechus*) mit breiten Lippen und tief stehendem Kopf, der offensichtlich an das Abgrasen einer Graslandvegetation angepasst war. Und dann war da das spitzlippige, schlankere Waldnashorn (*Stephanorhinus kirchbergensis*) mit einem höher sitzenden Kopf. Das Waldnashorn war ein Blätterfresser. Nahrungsanalysen, die auf den fossilen Funden von Nahrungsresten von den Zahnkronen dieser Art basieren, belegen, dass unter anderem Birke, Rose, Pappel, Weißdorn und Seerose zu seiner Nahrung gehörten.

Der Riesenhirsch (*Megaloceros giganteus*) ist berühmt für seine enormen Dimensionen. Er war so groß wie ein Elch und sein Geweih lud bis zu dreieinhalb Meter aus. Bis heute hört man die Meinung, dass der Riesenhirsch deshalb ausstarb, weil er mit seinem riesigen Geweih nach der letzten Eiszeit in dem sich wiederbewaldenden Land nicht mehr zurechtkam. Das ist mit Sicherheit falsch. Riesenhirsch und Rothirsch sind die beiden Großtierarten, die während mehrerer Kalt-

und Warmzeiten im Gebiet des heutigen Deutschlands vorkamen. Der Riesenhirsch war spätestens seit dem Mittelpleistozän hier bei uns heimisch und hat sich nicht vertreiben lassen, egal ob die Gletscher wuchsen oder schmolzen, ob gerade Kaltzeit oder Warmzeit war.

Weniger bekannt als der Riesenhirsch ist der Breitstirnelch (*Cervalces latifrons*), eine Warmzeitart, die sich mit dem heute noch in Skandinavien, Polen und vereinzelt bei uns lebenden Elch (*Alces alces*) abwechselte. Der Breitstirnelch sah mit seinem extrem weit ausladenden Geweih noch viel außergewöhnlicher aus als der heutige Elch. Es ist anzunehmen, dass der Breitstirnelch offene und halboffene Landschaften und Sümpfe bewohnte.

Wenig bekannt ist auch das Warmzeitmammut (*Mammuthus intermedius*). Von ihm gibt es nicht viele Funde. Aber es ist bei uns nachgewiesen und den wärmeren Klimaperioden zuzuordnen. Sehr häufig trifft man im heimischen Fossilbericht auf den riesigen Waldelefanten (*Palaeoloxodon antiquus*). Er war größer als der Afrikanische Elefant und eine häufige Jagdbeute der Menschen.

Die beiden Faunen haben fließende Übergänge. So waren Arten wie der Rothirsch auch in den Kaltzeiten bei uns präsent und kälteliebende Tiere wie der Elch auch in den Warmzeiten.

Interessant ist die Stellung des Wisents. Man geht heute davon aus, dass er durch Hybridisation zwischen Auerochse und Steppenbison entstanden ist. Der Wisent taucht auch erst gegen Ende der letzten Kaltzeit im Fossilbericht auf und wird dann rasch selten. Bis die Spezies schließlich mit Letzten ihrer Art gerettet wurde.



#### WARMZEIT-FAUNA DEUTSCHLANDS:

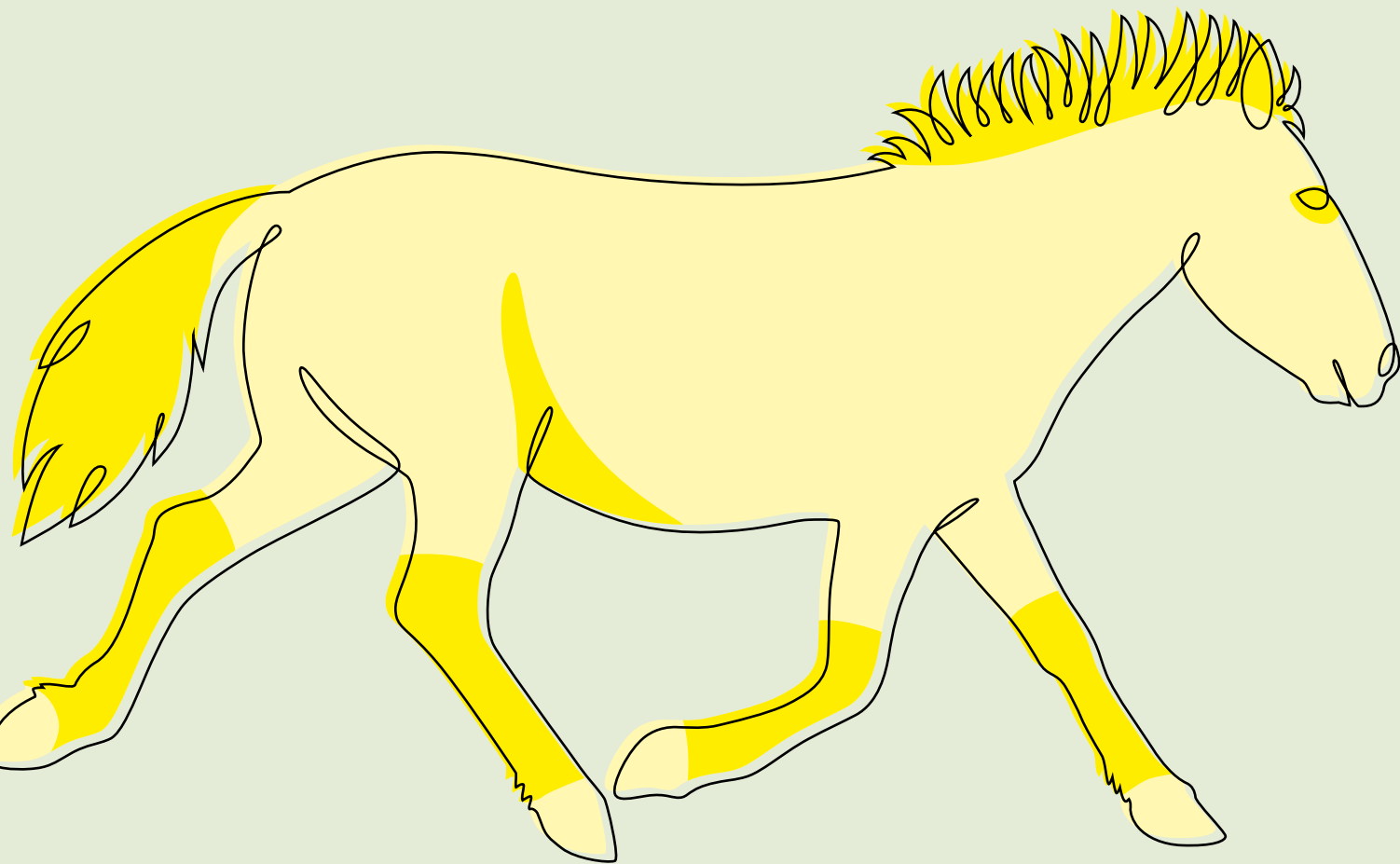
Warmzeitmammut, Waldelefant, Waldnashorn, Steppennashorn, Flusspferd, Wildpferd 1, Europäischer Esel, Rothirsch, Riesenhirsch, Breitstirnelch, Europäischer Wasserbüffel, Auerochse, Damhirsch, Reh, Steinbock, Gämse



#### KALTZEIT-FAUNA DEUTSCHLANDS:

Wollhaarmammut, Wollnashorn, Kaltzeitpferd 1, Steppenbison, Kaltzeitpferd 2, Rentier, Elch, Riesenhirsch, Moschusochse, Wisent, Saiga





### WELCHE PROZESSE KÄMEN IN GANG, WENN ES DIE POTENZIELL NATÜRLICHE MEGA-FAUNA (PNMF) NOCH GÄBE?

Wenn man ein beliebiges Waldweideprojekt, etwa jenes in Ödenwaldstetten auf der Schwäbischen Alb, betrachtet, dann stellt man große Unterschiede zwischen dem nicht-beweideten und dem beweideten Teil des Lebensraums fest. Man kann festhalten, dass der beweidete Teil eine wesentlich höhere Artenvielfalt aufweist als der nicht beweidete Teil. Es fällt auch auf, dass die meisten Waldarten gleichzeitig mit den Offenlandarten in dem beweideten, lichten Teil der Fläche vorkommen, während in dem nicht-beweideten, dicht bewachsenen Teil des Waldes nur die absoluten Waldspezialisten, also Arten, die an Schatten und kühlere Temperaturen angepasst sind, vorkommen.

Was passiert eigentlich, wenn Kühe einen Lebensraum beweiden? Sie fressen nicht nur einfach die Vegetation, sie schaffen eine enorme Strukturvielfalt. Pflanzen werden ungleichmäßig abgefressen, Bestachelung und Zickzackwuchs werden gefördert. Wichtig ist auch der Kot der Pflanzenfresser. Wenn die Tiere nicht mit Prophylaxen entwurmt werden, dann sind ihre Dunghaufen voller Fliegen, Käfer und anderer Insekten. Diese sind wiederum Nahrung für Vögel, Säugetiere (zum Beispiel Fledermäuse), Amphibien und Reptilien. Nicht nur für die etwa 100 Mistkäferarten Deutschlands sind diese Hinterlassenschaften Lebensgrundlage. Etwa die Hälfte der heimischen Dungkäfer steht auf der Roten Liste der bedrohten Arten. Es gibt einfach zu wenige Kothaufen in der Landschaft, die von unbehandelten Weidetieren oder anderen großen Pflanzenfressern stammen. Mit Gülle und Festmist können all diese Arten nichts anfangen.

Auch Arten wie eine unserer größten Fliegen, die Hornissenraubfliege, hängen von diesen Kothaufen ab.

Die überaus seltene Riesenfliege jagt Mistkäfer und legt ihre Eier am Rand der Kothaufen ab. Ihre Larven fressen dann die Larven der Mistkäfer, die im Boden unter den Kothaufen leben. Ein Beispiel für das engmaschige und fein abgestimmte Zusammenspiel der Arten in der Natur. Es funktioniert aber nur, solange unbehandelter Dung in der Landschaft vorhanden ist.

Eine Tiergruppe, die besonders viel über die Qualität eines Lebensraums aussagen kann, sind die Zikaden. Diese Gruppe hat zudem viel zu tun mit dem Thema Beweidung, denn die allermeisten Zikadenarten leben in alten Weidelandschaften – sofern es sie noch gibt. Hervorzuheben ist eine alte Weidelandschaft in Thüringen, in der der Zikadenexperte Herbert Nickel mehr als 200 Zikadenarten auf wenigen Hektar festgestellt hat. Das ist etwa ein Drittel der bei uns heimischen Arten. Diese Artenzahl kann mit der Biodiversität tropischer Regenwälder mithalten. Auf jungen, frisch geschaffenen Weiden sind viel weniger Arten von Zikaden zu finden, es dauert also sehr lange, bis sich diese Vielfalt einstellt. Für den angewandten Naturschutz sind die Ergebnisse der Forschung an der Artenvielfalt der Zikaden auf Mähwiesen interessant. Dabei stellt sich zunehmend die Erkenntnis ein, dass die Mahd vor allem der Flora nützt, während die Fauna mit einer Mahd häufig nicht gut zurechtkommt. Nickel hat bei Untersuchungen herausgefunden, dass Mähwiesen stets besonders wenige Arten von Zikaden beheimaten. Je länger der Zeitraum der Mahd andauert, umso mehr geht ihre Vielfalt zurück. Dieser Effekt dürfte auf andere Organismengruppen im Lebensraum Wiese zu übertragen sein. Im Ergebnis gibt es kaum Wiesen – eben auch keine Naturschutzwiesen – die mehr als zwei Dutzend Zikadenarten aufweisen. Es könnte aber das Zehnfache auf denselben Flächen leben, wenn diese über lange Zeiträume extensiv durch Rinder und andere Herbivoren beweidet würden.

In der Praxis sind es Rinder und Pferde, die sich für eine effiziente Beweidung eignen. Wo Weidetiere grasen und wechseln, kommt es zu offenen Stellen im Boden, und davon profitieren viele Rohbodenbewohner. Als Beispiel seien Ölkäfer und Wildbienen genannt. Die Weiderasen – durch Großtiere kurz gehaltene Wiesen mit eingestreuten Strukturen wie Hecken, aber auch darin liegenden Felsblöcken oder Totholz – sind deshalb besonders, weil sie verschiedensten Lebensraumansprüchen gerecht werden. In einer Mähwiese stören derartige Strukturen. Die Lebensraumausstattung ist hier per se schlechter. Damit diese Strukturen aber erhalten bleiben und nicht zuwachsen, muss beweidet werden. Nur so kann die Verbuschung in Schach gehalten werden und die Funktionalität erhalten bleiben.

Auch an Gewässern und deren Ufern profitiert die Artenvielfalt von der Beweidung durch große Pflanzenfresser. Die Ufer sind frei von Vegetation, der Gewässergrund wird durch den Tritt der großen Tiere aufgewühlt und gereinigt. Das durch die direkte Sonneneinstrahlung wärmere Wasser und der saubere Bachgrund bieten ideale Bedingungen für laichende Fische, Larven von Wasserinsekten oder Amphibien und viele mehr. Wo große Tiere die Ufervegetation kurz halten, profitieren unzählige Arten. Auch direkt am Gewässerufer wirken die Tiere durch die Schaffung einer Trittsiegellandschaft mit kleinen Pfützen und offenem Boden, der sich schnell erwärmt. Ein enorm artenreicher Lebensraum voller Arten, die von der Wärme und dem reichen Angebot an Nahrung profitieren.

#### VOM WERT KLEINRÄUMIGER BEWEIDUNGSPROJEKTE

Ich möchte Sie gerne mitnehmen auf einen kurzen Exkurs auf die Hofstelle im Isental, auf der wir wohnen.

Hier haben wir insgesamt sieben Hektar Land, von dem der größere Teil seit längerer Zeit beweidet wird. Es gab dabei eine Fläche von zwei Hektar, die weitgehend mit Brennesseln und dem eingeschleppten asiatischen Springkraut sowie mit feuchtigkeitsliebenden Hochstauden und Weiden zugewachsen war. Eine kleine undurchdringliche „Mini-Wildnis“, hätte man sagen können. Diese Fläche hatte ihren Charme, es gab Sumpfrohrsänger und andere Tiere zu beobachten. Dennoch kam der Gedanke auf, diese schattige und doch relativ artenarme Fläche durch Beweidung aufzuwerten. Vor zwei Jahren zogen dann zwei Wasserbüffel der Karpatenrasse ein, die mir seitdem noch einmal enorm die Augen geöffnet haben.

Die Büffelweide umfasst einen Bachabschnitt, unterschiedlich alte Gebüsche-Sukzessionen, verkrautete Tümpel und ehemalige Entwässerungsgräben, die wir bereits vor über 20 Jahren aufgestaut hatten und die eine schützenswerte Amphibienfauna aufweisen, darunter auch eine Laubfroschpopulation mit einer zweistelligen Anzahl rufender Männchen. Die beobachtete Artenvielfalt auf diesem kleinen Gebiet ist in den letzten zwei Jahren enorm gestiegen. Auch gelangen Beobachtungen und Dokumentationen vieler spannender Tierinteraktionen. Interessant war beispielsweise die Beobachtung, dass die Grünfrösche, die gerne auf den Rücken der im Wasser liegenden, schwarzen Büffel klettern, dies offensichtlich nicht nur tun, um sich hier zu sonnen. Die Grünfrösche, in diesem Fall sind es Seefrösche, „wussten“ instinktiv, dass von den neu in ihren Lebensraum eingezogenen, schwarzen Riesen, keine Gefahr ausging. Ganz im Gegenteil: Die Frösche nutzten die Pflanzenfresser sofort für ihre eigenen Belange. Wir konnten vielfach beobachten, dass die Amphibien teils zu zehnt einen Wasserbüffel als Sitzwarte für die Jagd auf Pferdebremsen nutzen. Büffel und Grünfrösche profitieren also eindeutig voneinander.

Andere Tiere profitieren von den beiden Wasserbüffeln gleich in mehrerlei Hinsicht. Da wären etwa Wildbienen, die sich in dem bei uns vorherrschenden,

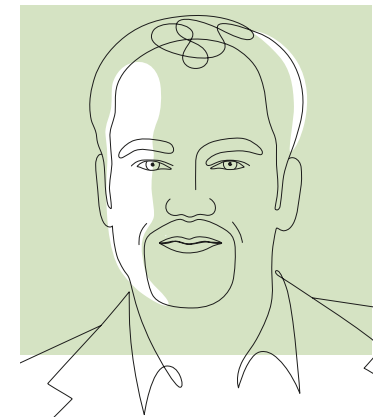
„Etwa die Hälfte der heimischen Dungkäfer steht auf der Roten Liste der bedrohten Arten. Es gibt einfach zu wenige Kothaufen, die von unbehandelten Weidetieren oder anderen großen Pflanzenfressern stammen.“

feuchten Auenboden vermehren und ihre Brutröhren anlegen. Etwa die Blutweiderich-Sägehornbiene (*Melitta nigricans*) und die Auen-Schenkelbiene (*Macropis europaea*). Die Auen-Schenkelbiene sammelt am Gilbweiderich, den die Büffel verschmähen, Öl und Pollen. Der Gilbweiderich ist eine Ölpflanze, und aus Pollen und Öl macht die Biene einen Brei, den sie als Nahrung einträgt. Sie sammelt das Öl aber auch, um den Brutstollen, den sie im feuchten Boden anlegt, zu imprägnieren. Die Biene legt ihre Brutstollen gerne in den Trittsiegeln beziehungsweise „Wechseln“ der Büffel an, wo der Rohboden garantiert für die nächste Saison offenbleibt. So schaffen die Büffel für die Auen-Schenkelbienen einmal ein Nahrungsbiotop mit Gilbweiderich und zudem ein Brutbiotop mit offenem Boden.

#### LEBENSRAUM WEIDE IM WANDEL DER ZEIT

Ein paar Worte zu den Rindern und Pferden, die bei uns leben. Bevor es den Menschen gab, war eine unbekannte Anzahl an Rindern und Pferden in Mitteleuropa heimisch, wir können von mehreren Millionen ausgehen. Keiner kennt die Anzahl genau, aber ein Pflanzenfresser je zehn Hektar erscheint nicht unrealistisch. Irgendwann kam eine Zeit, aus der wir genauere Zahlen haben. Um 1900, im deutschen Kaiserreich, lebten 36 Millionen Rinder und Pferde in Deutschland ohne regelmäßige Wurmkur und mit weitläufiger Weidehaltung. Heute, im Jahr 2021, sind es noch etwa 100 000 biodiversitätswirksam lebende Rinder und Pferde. Also solche, die draußen leben und dort den Job eines Wildtiers erledigen. Alle anderen sind oft ganzjährig in Ställen untergebracht. Das wirkt sich auch auf die Fläche aus, die nicht mehr biodiversitätswirksam von Rindern und Pferden beweidet wird. Zu Urzeiten war das ja mehr oder weniger das gesamte Land, vielleicht mit Ausnahme der Hochgebirge, Moore und anderer Sonderstandorte. Aus der Zeit um 1900 hat man auch hier Zahlen: Damals wurde noch mehr als ein Viertel der Landesfläche mit Rindern und Pferden beweidet, die keine Medikamente bekamen. Nach unseren Recherchen können heute nur noch etwa 1 500 Quadratkilometer ausgemacht werden, die biodiversitätswirksam beweidet werden. Diese Flächen liegen zum größten Teil in den Alpen, das sind die Almwiesen, sofern diese nicht ebenfalls mit zu vielen Tieren je Hektar bestoßen werden.

Wir haben also eine enorme Verschiebung und Veränderung zu konstatieren. Weg von Großtieren, die biodiversitätswirksam sind, also Tieren, die in einer Besatzstärke von weniger als einem Tier je Hektar und ohne Parasitenprophylaxe leben. Davon gibt es nur noch wenige Tausend Rinder in den Alpen und deutlich weniger im Flachland. Dazu kommen



JAN HAFT

Jan Haft ist Autor und vielfach preisgekrönter Tier- und Naturfilmer, bekannt unter anderem durch seine Kinoerfolge „Das grüne Wunder – Unser Wald“, „Magie der Moore“, „Die Wiese – Ein Paradies nebenan“ und „Was ist Wildnis?“ Haft hat Geologie, Paläontologie und Biologie studiert.

einige Tausend Pferde, einige Zehntausend Schafe und wenige Tausend Ziegen. Dem gegenüber steht eine sehr große Zahl an Tieren, die im Stall oder mit einer Besatzstärke von weit mehr als einem Tier je Hektar gehalten werden. Tiere, die mit angebautem (teils importiertem) Futter und medikamentöser Prophylaxe gedeihen. Heute leben in Deutschland 11,3 Millionen Rinder und 1,3 Millionen Pferde, 1,5 Millionen Schafe und 140 000 Ziegen so, dass ihre ökologischen Effekte gering oder sogar negativ sind. Dies betrifft den allergrößten Teil der zur Tierproduktion genutzten Fläche in Deutschland.

Bemerkenswert ist, dass diese Verschiebung von ökologisch wirksamer Beweidung hin zu ökologisch schädlicher Stallhaltung in nur 150 Jahren vorstättend. Es wäre wünschenswert, wenn es eine Umkehr dieser Entwicklung gäbe, und dass man die Tiere, die ihr Leben in Ställen verbringen, wieder aus diesen herausholt, schon aus Gründen des Klimaschutzes, aber auch im Hinblick auf artgerechte Tierhaltung und die Förderung der Biodiversität. Ein Wort noch zum Thema Rinder und Klimawandel. Es hat sich gezeigt, dass Flächen, die extensiv, also mit weniger als einem Großtier je Hektar beweidet werden, über die dauerhafte Kohlenstoff-Einlagerung im Humus einen positiven Klimaeffekt haben. Klimaschädlich ist nicht das Rind, sondern die Massentierhaltung.

Wenn wir alte Gemälde aus dem 19. Jahrhundert betrachten, fällt auf, dass die Landschaft darauf meist halboffen ist und wir überall Rinder und Pferde sehen. Man versteht sofort, dass so eine Landschaft ein wertiger Ersatz für eine Ur-Natur ist. Dass sich hier Singvögel, Amphibien, Reptilien, Fledermäuse, Insekten und so weiter wohlfühlen, die einst in einer halboffenen Landschaft voller Geweih- und Hornträger, Nashörner und Elefanten lebten. Damals haben große

Wildtiere dafür gesorgt, dass kein geschlossener Wald das gesamte Land bedecken konnte. Später waren es der Mensch und seine Haustiere. Beides wurde von Forst- und Agrarindustrie ersetzt, die der natürlichen Artenausstattung unseres Landes nicht mehr vollumfänglich einen Lebensraum bieten. Mit den bekannten Folgen „Biodiversitätskrise“ und „Insektenschwund“.

#### WAS IST ZU TUN?

- Nicht beweidete Landschaften (Flussauen, Wälder, Nationalparks, Naturschutzgebiete) mit Pflanzenfressern bereichern.
- „Robust-Rassen“ gegebenenfalls den Wildformen vorziehen, da sie nicht so „gefährlich“ für den Menschen sind, der den Lebensraum gemeinsam mit den Tieren nutzt.
- Mehr Beweidung, weniger Mahd. Fauna und Flora in der Wertigkeit gleichstellen.
- Weniger Fleischkonsum (beim Herstellungsprozess von Fleisch gehen bis zu 90 Prozent der Energie verloren).
- Extensives Weidefleisch fördern (subventionieren).
- Jeder kann beim Einkauf auf Weidefleisch achten.
- Bildung, Forschung und Kommunikation.

Naturnahe Weidelandschaften helfen beim Klimaschutz, schaffen ein gefälliges Landschaftsbild, befördern Tierwohl und gesunde Lebensmittel. Und sie „boosten“ die Artenvielfalt.

# Schlusswort: Herausforderungen sind nicht immer Probleme

Zum ersten Mal haben wir das bisherige „Expertenforum“ unter dem Namen „Wildtier Forum Berlin“ stattfinden lassen. Anstatt der Experten wollten wir die Tiere in den Mittelpunkt rücken. Doch wenn man sich die Beiträge nun im Einzelnen vor Augen führt, dann fällt auf, dass wir den ganzen Tag doch vor allem über die Menschen gesprochen haben. Das ist nicht wirklich überraschend. James R. Fazio und Douglas L. Gilbert haben es in ihrem Buch über Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation im Management natürlicher Ressourcen sinngemäß so gesagt: „Wildtiermanagement ist 10 Prozent Management der Tiere und 90 Prozent Management der Menschen.“ Das trifft es, denke ich, sehr gut. Wildtiermanagement ist relativ einfach zu handhaben, die Herausforderung ist das „People-Management“. Auch wenn es um Naturschutz geht, reden wir immer über Interessen von Menschen. Die Natur zu schützen, ist ein Interesse des Menschen. Doch so unterschiedlich wie die Menschen und ihre Lebensumstände sind auch ihre Ansätze hinsichtlich des Naturschutzes und ihre anderweitigen Interessen.

## ANGEBORENE NATURLIEBE

Dieser Mensch, der ist natürlich auch insgesamt ein seltsames Wesen. Kollegin Nuria Selva hat in ihrem Beitrag den Begriff „Biophilie“ erwähnt. Dieser stammt ursprünglich von einem Deutschen, nämlich von Erich Fromm, Psychoanalytiker und Philosoph. Er beschrieb die Biophilie als „die leidenschaftliche Liebe zum Leben und allem Lebendigen“. Wir Menschen sind alle ein bisschen verrückt, oder sagen wir irrational, wenn es um Natur geht. Sie kennen das sicherlich alle: Wenn wir mit dem Auto unterwegs sind und ein Eichhörnchen rennt über die Straße, dann bremsen wir. Und wenn wir vorbeigefahren sind, dann schauen wir noch in den Rückspiegel und sind erleichtert, dass dem Tier nichts passiert ist. Wir sorgen uns um dieses Eichhörnchen. Währenddessen sitzt oben im Baum

der Waldkauz, der denkt sich: „Ah, Eichhörnchen, du bist heute Nacht dran.“ Das Rotkehlchen, das im selben Baum sitzt, denkt: „Aha, Eichhörnchen.“ Es hat keine Beziehung zum Eichhörnchen. Aber wir Menschen, wir haben eine besondere Beziehung zu diesem Eichhörnchen, obwohl wir es nicht fressen wollen.

Edward O. Wilson bezeichnete die Biophilie als eine „angeborene emotionale Verbundenheit des Menschen mit anderen Lebewesen“. Wenn wir diese Biophilie differenziert betrachten, wird deutlich, dass unsere Tierliebe nicht ungeteilt ist. Je nachdem, was für ein Tier wir da vor uns haben. Ob es eines ist, das kuschelig und knuddelig ist oder eben nicht, und ob das Tier vital ist oder ob es krank ist. Das alles prägt unser Verhalten, wie wir mit diesem Tier umgehen.

Was bei dieser Tagung auch deutlich wurde: Diese Biophilie in unserer Kultur prägt auch das Wildtiermanagement. Thomas Petersen hat das in seinem Vortrag sehr schön gezeigt: Wie wir mit Wildtieren umgehen, wie wir uns als Gesellschaft den Umgang mit Wildtieren wünschen, hängt zu einem großen Teil davon ab, wie stark wir tatsächlich betroffen sind. Betroffenheit ist ein ganz wesentlicher Aspekt beim Umgang mit Wildtieren. Das erleben wir ja aktuell auch bei der Debatte über den Wolf in Deutschland.

## LEBENSRAÜME MANAGEN

Ein Lehrbuchexempel für diese Entwicklungen ist ein berühmter Bär, den Sie hoffentlich noch alle kennen, der Braunbär Bruno. 2006 wurde er in Bayern geschossen. Er kam aus dem Trentino und war der Sohn von Jurka, die man als Problembärin aus Slowenien ins Trentino umgesiedelt hatte, um dort die Wiederansiedlung der Bären zu unterstützen. Jurka ist verantwortlich für 80 Prozent aller Problembären im Alpenraum. Mittlerweile hindert man sie daran,



sich fortzupflanzen, sie ist jetzt hinter Gittern. Bruno jedenfalls hieß offiziell nicht Bruno sondern – benannt mit den Anfangsbuchstaben der Namen seiner Eltern Jurka und Joze – JJ1. Er wanderte nach Tirol und trieb dort sein Unwesen. Er plünderte Bienenstöcke und riss Schafe. Es war die österreichische Kronen Zeitung, die ihn Bruno nannte, weil JJ1 schwierig zu vermitteln war. Der Bär wurde also vermenschlicht. Man schickte aber auch gleich eine Bäreneingreiftruppe los, um diesen Bären zu managen, womit im Deutschen oft gemeint ist: töten. Eigentlich wollten sie ihn erst mal fangen. Das haben sie nicht geschafft. Dann wurden finnische Bärenjagdhunde eingeflogen, die im alpinen Gelände jedoch nicht gut zurechtkamen, und bevor die Österreicher erfolgreich handeln konnten, zog Bruno weiter nach Bayern. Dort traf ihn dann sogleich ein behördlich angeordneter Schuss, und jetzt steht er ausgestopft im Münchner Museum Mensch und Natur.

Eines ist heute hier bei unserem Forum wieder sehr klar geworden: Wenn wir von Management reden, reden wir meistens vom Töten. „Der Bär muss gemanagt werden“ bedeutet, der muss weg, der muss getötet werden. Dabei haben wir es am Beispiel des Bibermanagements von Gerhard Schwab sehr plastisch erklärt bekommen: Da geht es um weit mehr als nur ums Fangen und Verbringen oder Töten. Da geht es einerseits darum, die Kenntnisse über die Tierart in der Bevölkerung zu verbessern, und andererseits darum, den Lebensraum zu managen. Das ist etwas, das wir in Deutschland noch mehr lernen müssen, dass Wildtiermanagement nicht nur der direkte Umgang mit dem Wildtier ist. Ich fange es, ich bringe es woanders hin, ich töte es, ich setze es aus – das sind alles direkte Manipulationen am Tier. Viel mehr stärken müssen wir eine andere, wesentliche Säule des Wildtiermanagements, nämlich die indirekte Manipulation, mit der wir die Lebensräume für Wildtiere

gestalten. Und zwar so, dass es den gefährdeten Arten besser geht und gleichzeitig der negative Einfluss konfliktträchtiger Arten abgemildert wird – letztlich mit dem Ziel, allen Wildtieren das Zusammenleben mit uns Menschen zu ermöglichen. Diese indirekte Manipulation als Teil des Wildtiermanagements müssen wir in Deutschland viel stärker in den Fokus nehmen. Und wenn wir dann in wenigen Jahrzehnten vielleicht über einen Bären sagen, der gehört gemanagt, dann meinen wir hoffentlich nicht mehr, dass wir ihn möglichst schnell abschießen wollen, sondern dass er ein Schutzgebiet braucht. Dann wäre schon viel erreicht.

Alle diese Themen, die wir heute besprochen haben, haben viel mit der Deutschen Wildtier Stiftung zu tun. Sie spiegeln unsere vier Säulen wider: Die Stiftung setzt sich dafür ein, Arten zu erhalten. Sie schafft Lebensräume. Sie versucht, Konflikte zu lösen, und sie begeistert Menschen für Wildtiere.

Wenn ich diese vier Säulen betrachte, dann sehe ich da eine große Klammer, und das ist der Lebensraum. Zwar sind die Wildtiere das Vehikel, um Menschen anzusprechen, zu begeistern und zu eigenem Engagement zu motivieren. Aber im Endeffekt, wenn wir erfolgreich sein wollen, beim Schutz von Arten, bei der Kontrolle von Arten, bei der Lösung von Konflikten oder auch bei der Entwicklung einer nachhaltigen Nutzung, dann müssen wir das über das Lebensraummanagement erreichen. Das ist die nachhaltigste und erfolgversprechendste Strategie. Wildtiere direkt zu manipulieren, ist oft nur Symptombekämpfung. Wenn Sie einen Biber entnehmen, ist der Erfolg sehr überschaubar. Die rundum lebenden Biber schließen die entstandene Lücke schnell. Darum wäre mein Wunsch an unsere Gesellschaft, an unsere Politik, dass wir versuchen, beim Wildtiermanagement einen ganzheitlichen Ansatz zu wählen.

**KOMPLEXITÄT ZULASSEN**

Ich würde mir auch wünschen, dass wir die Dinge nicht unzulässig vereinfachen. Viele Themen sind hochkomplex. Ökologie, Umweltschutz und Klimaschutz scheinen oftmals im Widerspruch zueinander zu stehen. Ich denke da zum Beispiel an den Waldumbau und die großen Pflanzenfresser. Diese Themen sind komplex und deshalb müssen wir sie auch so behandeln. Wir dürfen nicht in eine Situation gezwungen werden, in der wir, weil die Medien das so wollen, auf diese komplexen Themen einfache Antworten geben. Sondern wir müssen die Gesellschaft einladen, sich auch mit diesen komplizierten Themen differenziert auseinanderzusetzen. Die Ökologie besteht nicht aus Nahrungsketten, sondern aus Nahrungsnetzen, und es funktioniert nicht, einfach hier oder dort mal an einem Rädchen zu drehen, und dann ist alles wieder in Ordnung. Oft ist es so: Wenn ich etwas an einer Stelle bewege, dann wird eine Vielzahl verschiedener Mechanismen in Gang gesetzt, die etwas bewirken, was ich vielleicht gar nicht wollte, oder die sogar zum Gegenteil dessen führen, was mein Ziel war. Es muss bei allen Naturschutzmaßnahmen viel bedacht werden, und wir sollten uns nicht dazu drängen lassen, dieses Nachdenken auszusparen, nur um schnell gesellschaftliche Emotionen und deren mediale Vermarktung zu bedienen.

Deswegen wünsche ich mir auch, dass wir, so wie wir es heute hier geschafft haben, frei von Ideologien und frei von Populismus über Artenschutz und über Wildtiermanagement in Deutschland diskutieren. Gerade auch bei diesem so lange schon – und schon wieder – hochaktuellen Thema Wald und Wild. Wir wollen hier wirklich faktenbasiert arbeiten. Viele Menschen, die sich in Deutschland an dieser Diskussion beteiligen, vereinfachen und leben in einer Blase ihrer Ideologie. Und manche Antworten, die sie auf Fragen geben,

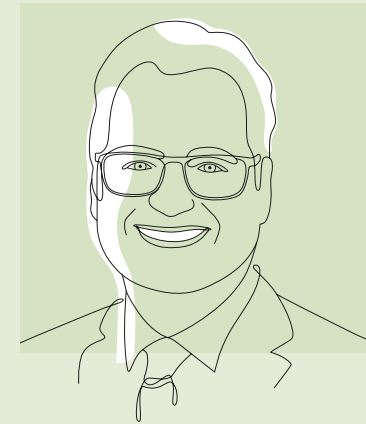
klingen unheimlich stimmig, sie stimmen aber nicht. Wir müssen wirklich aufpassen, dass wir bei den Fakten bleiben. Für die Deutsche Wildtier Stiftung ist das ganz zentral.

**LÖSUNGEN AUFZEIGEN**

Wir haben heute aber auch gelernt, dass rationale Argumente nicht so gut ankommen wie Narrative. Es hilft aber nichts, wir brauchen beides. Ich muss Geschichten erzählen, weil ich Menschen dadurch emotional packen, für ein Thema sensibilisieren kann. Aber die Geschichten dürfen nicht voller Hirngespinnste sein, die einfach hübsch zum Zeitgeist passen, sondern wir müssen schauen, dass wir nach bestem Wissen und Gewissen Informationen kommunizieren. Informationen zum Beispiel konkret über Wildtiere: Welche kommen hier überhaupt vor? Welche Anforderungen an den Lebensraum haben sie? Die mangelnde Artenkenntnis in der Gesellschaft ist ein großes Problem. Wir müssen auch ganz offen über Herausforderungen in unserer Kulturlandschaft reden. Dass es davon viele gibt, steht außer Zweifel. Doch Herausforderungen sind nicht immer Probleme, und nicht jeder Bär, der einen Bienenstock zerstört, ist ein Problembär. Wir müssen immer auch aufzeigen, dass es Lösungen gibt.

Dies ist auch die Mission der Deutschen Wildtier Stiftung, und ich habe das starke Gefühl, dass wir hier auf einem guten Weg sind. Das große Ziel hinter all dem ist, da sind wir uns sicher einig, dass es in Zukunft in Deutschland nicht nur nicht weniger, sondern bestenfalls mehr Artenvielfalt gibt als heute.

Und weil wir heute darüber diskutiert haben, inwiefern der Waldbesitzer dafür belohnt werden muss, dass seine Bäume CO<sub>2</sub> binden, möchte ich ganz zum Schluss noch einen Wunsch äußern. Nämlich dass es nicht nur eine Honorierung für Erhaltungsmaßnah-



**PROF. DR. KLAUS HACKLÄNDER**  
Vorstand der Deutschen Wildtier Stiftung

Klaus Hackländer studierte Zoologie sowie Naturschutz und ist Professor für Wildtierbiologie und Jagdwirtschaft an der Universität für Bodenkultur Wien (BOKU). Seit 2021 ist er Vorstand der Deutschen Wildtier Stiftung.

men gibt, sondern auch für ein neues Produktionsziel in Wald und Offenlandschaft: das Produktionsziel Biodiversität. Es muss sich lohnen, aktiv Artenvielfalt zu schaffen. Die wildtierfreundliche Gestaltung der Kulturlandschaft muss als Leistung für die Gesellschaft anerkannt werden. Die Erhaltung oder Vergrößerung der Biodiversität ist nicht nur eine Leistung für Tiere und Pflanzen, sondern auch für die Gesellschaft. Sie ist in unser aller Interesse.



A young boy with a mud smudge on his cheek is hugging a golden retriever in a field. The dog is looking off to the side. The background is a blurred green field.

Echte Partnerschaft heißt  
für uns, gemeinsam durch  
dick und dünn zu gehen!

Private Banking / Asset Management /  
Corporate und Investment Banking

M.M. Warburg & CO / Ferdinandstraße 75 / 20095 Hamburg

Wir wissen, was unsere Kunden bewegt und sind immer  
an Ihrer Seite. Deshalb schenken uns einige bereits seit mehr  
als 200 Jahren generationsübergreifend ihr Vertrauen.

Mehr Informationen unter [www.mmwarburg.de](http://www.mmwarburg.de)

